„über die Hochschulgrenzen“

Entwurf zu den Freiräumen der Universität für Bodenkultur Wien,
am Standort Türkenschanze,
unter besonderer Berücksichtigung der universitären Grenzen

Diplomarbeit
Institut für Landschaftsarchitektur (ILA)
Department für Raum, Landschaft und Infrastruktur
Universität für Bodenkultur Wien

Betreuerin: Univ. Prof. DI. Lilli Licka

Verfasserin: Melanie Anderwald

Wien, März 2008

an dieser stelle möchte ich dank sagen

an allererster stelle meinen Eltern **Johann** und **Christine Anderwald**	die mir mein studium ermöglicht haben und bei allen „experimenten“ in meinem leben immer unterstützend hinter mir stehen
meinem Freund **Christian Brandner**	dafür, dass er einfach für mich da ist
meiner Familie **Gerhild, Birgit, Hannes, Kerstin** und **Jan**	für ihre liebe und unterstützung
Chris, Carina und **Mariam**	für unterhaltsame Analysen, Recherchen, Baumvermessungen und Modellbautage
meiner Mitbewohnerin **Eva**	für das wegholen vom rechner und hinführen zum „jetzt“
meinem sehr guten freund **michi**	für den technischen support und den rettenden tipp doch einfach mal den temp-ordner zu löschen
meiner Betreuerin **Lilli Licka**	für die konstruktive kritik und die gute zusammenarbeit
allen meinen Freunden und Freundinnen Studienkollegen und Studienkolleginnen ehemaligen und aktuellen Arbeitgebern	für diskussionen und anregungen zu dieser arbeit und all den spaß während meiner studienzeit

...auf das es so vergnüglich weitergeht...

„Das, was man als innen bezeichnet, beginnt innerhalb mir, ist meine befindlichkeit, mein denken, ganz einfach alles, was mit mir, in mir, zu tun hat. Wäre ich, nur ich in mir, so wäre ich eines in allem und alles aus mir, das heißt ich wäre die welt, sowie die welt und ich in eins zusammenfallen würden. Das, was man als außen bezeichnet, beginnt an mir, an meiner hülle, an dem was mich umgibt, ganz nah. Mein äußeres des körpers, die haut, das haar auf ihr, ist grenze oder verbindungssensorium, nicht niemandsland! Ein solches gibt es nicht. Das außen ist anders oder zumindest ähnlichen bedingungen unterworfen wie das innen, bis hin zu seinem sensorium. Verkehr von innen mit außen, oder besser, von innen mit innen am rande, durchdringt und überträgt sich im zwischen. Wie weit das sich zieht, ist, so denke ich, von wesen zu wesen verschieden – ist aber kein niemandsland. Ein solches gibt es nicht. Nun frage ich mich, wo ist die grenze?“
(Schmidt, 2002, S.4)

Inhaltsverzeichnis

1. Abstrakt **7**

1.1. Abstract - deutsch 8
1.2. abstract - english 9

2. Vorwort **10**

3. Theoretische Grundlagen **13**

3.1. Der Raum 14
3.1.1. Wortherkunft 15
3.1.2. Definitionen 15
3.1.3. Denkweisen des Raumes 15
3.1.4. Raumwahrnehmung 17
3.1.5. Ort und Atmosphäre 18
3.2. Die Grenze 19
3.2.1. Definition 19
3.2.2. Versuch einer Auseinandersetzung mit dem Begriff 19
3.2.3. Natürliche und künstliche Grenzen 21
3.2.4. Exkurs: Beispiele für den Umgang mit der Grenze im Raum 25
3.2.5. Unterschiedliche Formen der Grenze im Raum 27
3.2.6. Der Horizont – die absolute Grenze 27
3.2.7. Die Grenze im urbanen Raum 28
3.2.8. Übergangsszenarien 30
3.2.9. Die Grenze zwischen Öffentlichkeit und Privatheit 31

4. Rechtliche und soziale Grenzen zwischen Universität und Gesellschaft **35**

4.1. Die Universitätsreformen seit 1945 - ein kurzer Überblick 36
4.2. Das UG 2002 – Profilbildung als ein Mittel zum Schritt nach draußen? 37
4.3. Der „Freie Hochschulzugang“ 39
4.4. Wer sind „die Studenten“? 40

5. Grenzen einzelner Hochschulanlagen untersucht an ausgewählten Referenzbeispielen **41**

5.1. Beschreibung der Hochschulanlagen 42
5.1.1. Zur Vorgangsweise 42
5.1.2. Hauptgebäude Universität Wien 45
5.1.3. Juridicum Wien 59
5.1.4. Freihaus/Bibliothek _TU Wien 68
5.1.5. Resowi-Zentrum / Graz 80
5.2. Analyse der Grenzfaktoren 89
5.2.1. Vorgangsweise 89
5.2.2. Kommunikationspotential der Fassade 90
5.2.3. Ausformung der Eingänge 92
5.2.4. Baukörper – Bewegungsrichtung 93
5.2.5. Ausbildung des Übergangs an der juristischen Grenze zwischen Universität und öffentlichem Raum 94
5.2.6. Form und Lage des Baukörpers in Beziehung zur juristischen Grenze 96
5.2.7. Die Umgebung 98

6. Versuch einer Typologisierung **100**

6.1. Phänomen I: Der in sich geschlossene, hermetische Typ 101
6.2. Phänomen II: Der offene, kommunikationsfreudige Typ 101
6.3. Phänomen III: Der Mischtyp 102

7. Entwurf eines universitären Freiraums 103

7.1. Bestandsanalyse 104
7.1.1. Anlass und Zielsetzung 104
7.1.2. Aufgabenstellung der Architektur 105
7.1.3. Aufgabenstellung der Landschaftsarchitektur 106
7.1.4. Die Zusammenarbeit 106
7.1.5. Methoden 107
7.1.6. Geschichte der Universität für Bodenkultur 107
7.1.7. Ausgangssituation 109
7.1.8. Interviews 110
7.1.9. Sonneneinstrahlung und Beschattung 113
7.1.10. Gebäude und Standortfragen 115
7.1.11. Varianten 117
7.2. Der Entwurf - Ein grüner Teppich verbindet 118
7.2.1. Zielsetzungen 118
7.2.2. Funktionales und Gestalterisches Konzept 121

8. Quellenverzeichnis 131

8.1. Literaturverzeichnis 132
8.2. Abbildungsverzeichnis 139
8.3. Tabellenverzeichnis 141

9. Anhang 142

9.1. Drei Fragen an Manfried Welan 143
9.2. Fragebögen 146

1. Abstract

1.1. Abstract - deutsch

Die vorliegende Diplomarbeit beschäftigt sich mit der Frage, welche Arten von Grenzen die österreichischen Universitäten nach außen hin haben, welche Eigenschaften und Qualitäten diese Grenzen aufweisen und auf welche Art und Weise eine „Öffnung“ besagter Grenzen vonstatten gehen kann.

Bezüglich der universitären Grenzen nach Außen wird im Rahmen der Arbeit zwischen rechtlichen und sozialen Grenzen, die für alle Universitäten Österreichs gleichermaßen gültig sind, und universitätsspezifischen Grenzen, die von Hochschule zu Hochschule variieren, unterschieden.

Die Ermittlung der universitätsspezifischen Grenzen erfolgte durch die qualitative Untersuchung von vier verschiedenen Hochschulen als Referenzbeispielen, welche aufgrund der Vielfalt ihrer Ausprägung ausgewählt wurden. Die einzelnen grenzbeeinflussenden Faktoren, die sich im Rahmen der phänomenologischen Beschreibung herauskristallisierten, wurden in einer Faktorensammlung geordnet und miteinander verglichen.

In einer abschließenden Typologisierung wurden anhand der Gegenüberstellung drei Universitätstypen ermittelt: Ein geschlossener, hermetischer Typ, ein offener und kontaktfreudiger Typ, und ein dazwischen angesiedelter Mischtyp.

Die Ergebnisse aus der Auseinandersetzung mit dem Thema der universitären Grenze, flossen in einen Entwurf zu den neuen universitären Freiflächen am Standort Türkenschanze der Universität für Bodenkultur ein. Der Entwurf entstand in Zusammenarbeit mit einer Architekturdiplomandin der Technischen Universität Wien, welche die Planung eines neuen Hörsaalzentrums an diesem Standort übernahm. Bei der Neugestaltung des botanischen Gartens sowie der universitätszugehörigen Freiflächen ist die Öffnung der Universität und das Arbeiten mit deren Grenzen und Grenzräumen das leitende Thema.

1.2. abstract - english

The diplomathesis deals with the types of boundaries which delimit the Austrian universities. Attributes and qualities of borders are investigated. Research is carried out about the possibilities to open up University boundaries along their physical borders.

Legal and social barriers are distinguished from site-specific boundaries. The latter differ from institution to institution whereas the first are the same for all Austrian public Universities.

As a reference a descriptive research on the quality of specific borders was carried out on four different universities. The examples were chosen to gain insight in wide range of building types and layouts of Universities.The criteria which influence qualities of borders and barriers were drawn from a phenomenological investigation. They were then collectively sorted and compared with each other. Three different types of universities could be determined: The self-contained, hermetic type, the open and sociable type, and the mixed type in which close and open elements intermingle.

The results of the investigation on university borders where are reflected in the design for the open spaces for the Campus Türkenschanze of the University of Natural Resources and Applied Life Sciences Vienna. The design project was elaborated in cooperation with a diploma student of architecture from the Technical University Vienna, who designed a building for a new auditorium. The work on boundaries and their opening was a leading topic in the re-design process of the botanical garden and the open spaces of the University. The opening to the historic landscape garden of Türkenschanzpark is suggested.

2. Vorwort

Im Herbst 2006 wurde auf Initiative von Prof. Lilli Licka (Institut für Landschaftsarchitektur) und Prof. Martin Treberspurg (Institut für konstruktiven Ingenieurbau) eine Diplomarbeit zum Entwurf eines neuen Hörsaalzentrums und der umliegenden Freiflächen, am Standort Türkenschanze der Universität für Bodenkultur Wien ausgeschrieben. Ziel war es, in interdisziplinären Teams, bestehend aus je einem Studenten der Architektur und der Landschaftsarchitektur, Alternativen zu einer bereits bestehenden Entwurfsstudie zu entwickeln.
Im Verlauf der Bestandsaufnahmen im Entwurfsgebiet hatten wir auch die Möglichkeit, an der Universität einen Vortrag zu einer Studie über ein „Städtebauliches Standortkonzept für die Universitäten in Wien" der MA 18 zu besuchen. Eine, im Rahmen des Vortrags gebrachte Aufforderung war, die Universitäten stärker nach außen zu öffnen. Aus den Überlegungen zu dieser Aufforderung kristallisierte sich schließlich meine Forschungsfrage heraus.

Da ein sich öffnen, ein Hinaustreten auch immer die Überschreitung von Grenzen voraussetzt stellte sich mir die Frage, welche Arten von Grenzen die österreichischen Universitäten nach außen hin haben, welche Eigenschaften und Qualitäten diese Grenzen aufweisen und auf welche Art und Weise eine ‚Öffnung' besagter Grenzen vonstatten gehen kann.

Um diese Fragen zu beantworten musste zuerst der, im deutschen Sprachgebrauch sehr vieldeutig verwendete Begriff der Grenze definiert werden. Welche Arten der Grenzen gibt es und welche Formen der Grenze findet man im Raum? Auch der Begriff des Raumes wurde behandelt, da Grenze und Raum untrennbar miteinander verbunden sind. Begrenzung ist die Grundvorrausetzung für die Bildung von wahrnehmbarem Raum, genauso wie die Grenze nur wahrnehmbar ist, wenn sie einen homogenen Raum teilt, oder durch zwei aufeinander treffende Räume gebildet wird.

Im Rahmen meiner Arbeit unterscheide ich bezüglich der Grenzen der Österreichischen Universitäten zunächst zwischen rechtlichen und sozialen Grenzen nach außen, welche für alle öffentlichen Österreichischen Universitäten gleichermaßen gelten, und jenen Grenzen, die sich bezüglich ihrer Form und Qualität von Hochschulanlage zu Hochschulanlage unterscheiden.

Die allgemein gültigen rechtlichen und sozialen Grenzen zwischen Universität und Gesellschaft wirken wie ein unsichtbarer Filter. Gesetze bestimmen wer zum Studium berechtigt ist, auch die soziale Herkunft ist ein entscheidender Faktor ob man sich für ein Studium entscheidet oder nicht. In entgegengesetzter Richtung

stellt sich die Frage wie präsent die Universitäten im öffentlichen Leben sind. Vor allem seit der Einführung des neuen Universitätsgesetzes, dem UG 2002, das die Universitäten in die Autonomie entlassen hat, ist Profilbildung, Wettbewerb, Präsentation und damit die Überwindung der Grenzen nach außen viel stärker zum Thema geworden.

Die Ermittlung der universitätsspezifischen Grenzen erfolgte durch qualitatve Aufnahme und Analyse von vier österreichischen Hochschulanlagen, welche welche aufgrund der Vielfalt ihrer Ausprägung ausgewählt wurden. Die einzelnen Beispiele werden zunächst Phänomenologisch beschrieben. Bezüglich der Grenzen werden drei Typen unterschieden. Juristische Grenzen oder Grundstücksgrenzen und deren Ausprägung werden ebenso untersucht, wie räumlich-symbolische Grenzen, welche sich mit dem Baukörper an sich, seinen Freiräumen und seiner Anbindung an den Stadtraum beschäftigen. Sozio-funktionale Grenzen umreißen die Grenzen der Nutzung, dort wo universitäres Leben auf das öffentliche Leben trifft.

Die einzelnen, auf die Grenzen Einfluss nehmenden Faktoren, wurden in einer Art Faktorensammlung noch einmal zusammengefasst, geordnet und verglichen.
In diesem Zusammenhang betrachtet kristallisierten sich, in Hinblick auf Ausbildung und Qualität ihrer Grenzen, drei unterschiedliche Grundtypen heraus. Der geschossene, hermetische Typ, lässt wenig Kontakt zwischen Innen und Außen zu und wird vom öffentlichen Leben gleichsam umspült. Der offene, kommunikationsfreudige Typ sucht und fördert den Austausch zwischen Innen und Außen. Das öffentliche Leben fließt nicht nur um ihn herum sondern auch durch ihn hindurch und vermischt sich immer wieder mit dem universitären Leben. Der dritte Typus, der Mischtyp ist zwischen den beiden vorher erwähnten anzusiedeln und vereint Qualitäten beider Seiten.

Die, im Rahmen der Untersuchungen und der intensiven Auseinandersetzung mit dem Thema der universitären Grenzen entstandenen persönlichen Schlussfolgerungen und Erkenntnisse flossen in den darauf folgenden Entwurf ein. Der Entwurf entstand in Zusammenarbeit mit der Architekturdiplomandin Mariam Djalili von der Technischen Universität Wien. Das Arbeiten mit den universitären Grenzen und Grenzräumen wurde bei dem Entwurfsprozess zum leitenden Thema.

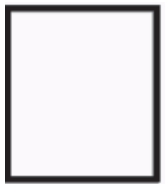
3. Theoretische Grundlagen

„Grenzen sind Orte der Auseinandersetzung und der Ambiguität, an denen Unterschiede ihre wechselseitige Abhängigkeit enthüllen, an denen Identitäten in Frage gestellt und die Beziehung zwischen Architektur, Landschaft, Stadt und Subjekt neuen Deutungen unterzogen werden."
(Pollack, in: Textbuch Landschaftsarchitektur, 2000, S.359)

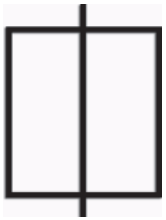
3.1. Der Raum

„Der Raum scheint entweder gezähmter oder harmloser zu sein als die Zeit: man begegnet überall Leuten, die Uhren haben, und sehr selten Leuten, die Kompasse haben. Man muss immer die Zeit wissen […], doch man fragt sich nie, wo man ist. Man glaubt es zu wissen: man ist zu Hause, man ist im Büro, man ist in der Metro, man ist auf der Straße.“ (Perec, 1994, S.103)

Will man sich mit Grenzen beschäftigen, so muss sich auch mit dem Raum beschäftigen, da sie sich einander bedingen.



Die Begrenzung ist Grundvorrausetzung für die Bildung von einem wahrnehmbaren Raum.



Umgekehrt ist eine Grenze nur wahrnehmbar wenn sie entweder einen homogenen Raum teilt…

…oder wenn sie durch zwei heterogene aufeinander treffende Räume gebildet wird.

3.1.1. Wortherkunft

Das Wort „Raum“ leitet sich vom Verb „räumen“ ab, was soviel bedeutet wie „Platz schaffen, leer machen, freimachen…“. (Duden Herkunftswörterbuch, 2001, S.655)
Die ursprüngliche Bedeutung des Verbs „räumen“ ist „einen Raum oder eine Lichtung im Wald schaffen“ um sich dort anzusiedeln. Das Wort wurde also zunächst verwendet um den Akt des Rodens zu bezeichnen und daraufhin auch für die erhaltene freie Fläche. Das Wort Raum wurde also schon von Beginn an in Zusammenhang mit menschlicher Tätigkeit verwendet. (vgl.: Bollnow, 1990, S.33)

3.1.2. Definitionen

Versucht man zu recherchieren was Raum ist, so erhält man, je nach Fachrichtung, eine Vielzahl von unterschiedlichen Definitionen. Die Physik sieht den Raum als grundlegendes Ordnungsmodell, als eine Art Behälter, der bestimmt wird durch seine Dimension, seine Höhe, Breite und Tiefe. In den Geowissenschaften spricht man in Zusammenhang mit Raum von der Chorologie oder Arealkunde, der Lehre vom Raum oder der räumlichen Verteilung von untersuchten Objekten. Für die Raumordnung ist Raum eine Fläche, eine Gebietseinheit, deren Entwicklung und Ordnung grundlegend ist für die optimale Nutzung des Lebensraumes.
Sowohl für Architektur, als auch für die Landschaftsarchitektur ist der Raum das primäre Arbeitsmedium. Der Raum wird durch horizontale und vertikale Elemente definiert. Die Kubatur ist die Maßeinheit für den umbauten Raum, die einzelnen Räume werden gebildet durch Boden, Wand und Decke. Das Medium der Landschaftsarchitektur hingegen ist der Freiraum, der nicht bebaute Außenraum.
(vgl.: http://de.wikipedia.org/wiki/Raum, 12.03.2008)

3.1.3. Denkweisen des Raumes

Die Raumvorstellungen, die von der Antike bis heute gedacht wurden, sind im Wesentlichen jeweils zwei unterschiedlichen Denkweisen zuordenbar, dem absolutistischen und dem relativistischen Raum.

Die Vorstellung des absolutistischen Raumes, der erstmals von Aristoteles erwähnt wurde, basiert auf dem Dualismus, dass Raum und Körper getrennt von einander zu betrachten sind. Der Raum wird als übergeordnete Realität, als eine Art Behälter verstanden, der Objekte in sich aufnimmt, aber auch vollkommen leer bestehen kann. Der Raum hat eine selbstständige Identität und ist unbeweglich und unveränderbar.

In der relativistischen Raumvorstellung ist der Raum nur durch körperliche Objekte denkbar. Er entsteht durch die Beziehung von Körpern zueinander die, immer in Bewegung sind. (vgl. Schroer, 2006, S.29ff)
„Da sich diese Körper (Handlungen) immer in Bewegung befinden, sind auch die Räume in einem permanenten Veränderungsprozess eingebunden. Räume existieren demnach nicht unabhängig von Körpern". (Löw, 2001, S.18)

Leibniz ging davon aus, das sowohl Zeit als auch Raum über keine stoffliche Realität verfügen und somit immer relativ zum Betrachter sind. Ein und dasselbe Objekt erscheint Betrachtern von unterschiedlichen Positionen aus gesehen anders, da jeder das besagte Objekt von einer anderen Perspektive aus betrachtet.„Und wie eine und dieselbe Stadt von verschiedenen Seiten betrachtet ganz anders und gleichsam perspektivisch vervielfacht erscheint, so kommt es auch, dass es infolge der unendlichen Vielheit der einfachen Substanzen ebenso viele verschiedene Universen gibt, die dennoch nur die unterschiedlichen Perspektiven eines einzigen gemäß den verschiedenen Gesichtspunkten jeder Monade sind."
(Leibnitz, 1998, Paragraph 57, S.41f).

Bei Emmanuel Kant wird darauf verwiesen dass zusätzlich zu den unterschiedlichen Positionen auch die Erfahrungen und Vorstellungen des/der Betrachtenden das Bild des Raumes mit aufbauen. Die Erfassung von Raum ist ein subjektiver Akt. „Raum ist nicht bereits vorhanden, vielmehr wird er durch die Vorstellung der Menschen erst geschaffen". (Schroer, 2006, S.43)

Die Trennung von Raum und Zeit wird schließlich endgültig mit der Relativitätstheorie von Albert Einstein aufgehoben. Er denkt den Raum als „Raum-Zeit-Struktur"(Schroer, 2006, S.43). Raum und Körper sind miteinander verflochten, Raum und Zeit sind relativ zum jeweiligen „Bezugssystems des Betrachters" (ebenda, S.43) zu verstehen. Für Einstein ist der Raum eine „Lagerungs-Qualität der Körperwelt". (ebenda, S.43)

Im Zentrum des Raumes steht also immer der/die BetrachterIn, welche/r in einem aktiven und kreativen Akt den Raum um sich herum wahrnimmt. Dieser Raum ist nicht homogen sondern einem permanenten Veränderungsprozess unterworfen. Er ist nicht gleichzusetzen mit dem abstrakten messbaren Raum, den wir im alltäglichen Sprachgebrauch verwenden.

Abb.1: Spiel mit der Raumwahrnehmung, Infinity mirrored room, Rain in early spring 2002 Installation von Yayoi Kusama

3.1.4. Raumwahrnehmung

Raum wird immer ganzheitlich und mit allen Sinnen wahrgenommen, wobei das Sehen sicher eine dominante Rolle einnimmt. Überhaupt können der Seh- und der Gehörsinn als die effizientesten unserer Sinne verstanden werden. Sie ermöglichen dem Wahrnehmenden die Lokalisierung der Quelle, auch wenn sie weit entfernt ist. Sowohl der Geschmack, als auch der Tastsinn sind hingegen räumlich an den Empfänger gebunden, und können nicht über große Distanz hin wahrgenommen werden.
Raumwahrnehmung ist in erster Linie ein subjektiver Akt. Was wir wahrnehmen, ist geprägt von unserem Interesse und unserer kulturellen Prägung. Sobald wir uns mit dem Raum auseinandersetzen, selektieren wir. Nicht alles wird mit gleich intensivem Bewusstsein aufgenommen. Dinge, Merkmale für die wir im Moment sensibel sind springen aus dem Raumbild viel stärker hervor als Dinge für die wir kein Interesse zeigen. Bekannte und vertraute Räume werden anders aufgenommen als vollkommen Neue. Beim Akt der Wahrnehmung werden also manche Dinge genau wahrgenommen, andere komplett ausgeblendet und wiederum andere in einer gewohnheitsmäßigen Form aufgenommen. Im Laufe des Lebens bilden Menschen manche Sinne besser, manche schlechter aus und verlassen sich so auch in unterschiedlichem Ausmaß auf sie. Auf diese Art und Weise schafft sich jeder sein eigenes individuelles Bild des Raumes der ihn umgibt. (vgl.: Ipsen, 2006, S.17 – 37) „Raumwahrnehmung ist also nicht rezeptiv, sondern schöpferisch. Indem wir den Raum wahrnehmen, erzeugen wir ihn in uns.“ (Ipsen, 2006, S.19)

Auch die Wahrnehmung von Gegenständen ist untrennbar an den Raum gekoppelt. Jeder Gegenstand vermittelt dem Betrachter Informationen, doch bedeutsam werden diese vor allem durch die Kommunikation des betrachteten Gegenstandes mit seiner Umgebung. Ipsen vergleicht dies sehr anschaulich mit dem Verhältnis einer Figur zu ihrem Grund. Ändert sich der Grund, ändert sich mit ihm auch die Bedeutung der Figur. Der Gegenstand steht also in einem permanenten Spannungsverhältnis zu seiner Umgebung und zu seinem Betrachter, mit dem er über einen Wahrnehmungsraum, der sich innerhalb beider aufspannt, verbunden ist. (vgl.: Ipsen, 2006, S.17 – 37)

3.1.5. Ort und Atmosphäre

Um Raum wahrzunehmen, bedarf es Dingen, um diese Dinge zu platzieren bedarf es Orten. Orte entstehen durch Platzierung von Dingen oder Menschen. Eine gewisse Zeit lang können Orte aber auch ohne das vorher Platzierte wahrnehmbar bleiben. Im Gegensatz zum Raum sind Orte konkret, benennbar und unverkennbar.„Der Ort hat immer etwas Punktuelles." (Bollnow, 1990, S.38)

Bei Dingen die über einen längeren Zeitraum an einem Ort platziert sind, unterscheiden wir nicht zwischen Ort und Ding. Bei einem Gebäude wird zum Beispiel nicht unterschieden zwischen dem Gebäude als Körper und dem Ort auf dem es sich befindet. Anders verhält es sich bei flexiblen Platzierungen die nur kurzfristig bestehen. Ein Mensch der sich auf einem Platz aufhält besetzt diesen Raum für kurze Zeit und macht ihn zu seinem Ort.

Man kann also sagen „[…] die Konstitution von Räumen geschieht durch (strukturierte) (An)Ordnungen von sozialen Gütern und Menschen an Orten. Räume werden im Handeln geschaffen, indem Objekte und Menschen synthetisiert und relational angeordnet werden." (Löw, 2001, S.204).

Räume können unterschiedliche Stimmungen verbreiten. Eine dunkle Gasse kann unheimlich wirken, ein belebter Platz kann bei manchem Stress erzeugen, für andere versprüht er urbane Lebensfreude. Dieses Zusammenwirken sinnlicher Erfahrungen, dass unsere Gefühle beeinflusst wird als die Atmosphäre eines Raumes bezeichnet. Die Ausdehnung eines Raumes ist so für uns spürbar. Wenn man eine enge Gasse verlässt und auf einen Platz hinaustritt ändert sich die wahrgenommene Atmosphäre. Man kann spüren wo ein Raum endet und der nächste beginnt.„Raum ist eine an materialen Sachverhalten festgeschriebene Figuration, deren spürbare unsichtbare Seite die Atmosphäre ist" (Löw, 2001, S.205)

3.2. Die Grenze

3.2.1. Definition

//Grenze die, -/n; der Schaden hält sich in Grenzen//
(Österreichisches Wörterbuch, 2001, S.252)

„Grenze: Das im 13. Jhd. aus dem Westslaw. Entlehnte greniz(e) hat sich von den östlichen Kolonisationsgebieten aus allmählich über das dt. Sprachgebiet ausgebreitet und das heimische Wort Mark »Grenze, Grenzgebiet« (s.d.) verdrängt. Poln. granica »Grenze«, tschech. hranice »Grenze«, russ. granica »Grenze« gehören zu der slaw. Wortgruppe von russ. gran´»Grenze«" (Herkunftswörterbuch, 2001, S. 302)

3.2.2. Versuch einer Auseinandersetzung mit dem Begriff

„Wir sind hier, und jenseits der Grenze ist dort" (Holz, in: Schmidt, 2002, S.9)

grenze
„1. a) Demarkationslinie; (veraltend): Scheide.
b) Trennungslinie; (veraltend): Grenzlinie.
2. Abgrenzung, Absperrung, Barriere, Begrenzung, Grenzziehung, Limit, Rand, Schlagbaum, Schranke, Umgrenzung; (bildungsspr.): Demarkation, Demarkierung; (Jargon): Schallmauer"
(Synonymwörterbuch, 2004, S.452)

„Die Grenze trennt Teilmengen regionaler Flächenelemente (e), die in Bezug auf Quantität und/oder Qualität eines oder mehrerer Merkmale disjunkt sind". (Heigl, 1978, S.12)

„Unter ‚Grenze´ versteht man jene juridisch fixierte und/oder in der Natur gegebene Linie, die jene homogenen und/oder heterogenen Regionen, die eine administrative und/oder wirtschaftliche und/oder politische Einheit bilden, zusammenfasst. Eine Grenze kann geschlossen, partiell offen oder offen sein, je nachdem sie

eine administrative und/oder wirtschaftliche und/oder politische Zäsur darstellt. Die Grenzlinie übergreifend bildet sich ein Grenzraum. Er kann beiderseits der Grenzlinie durch gleichsinnige oder diametrale Merkmalsabweichungen charakterisiert sein. (Heigl, 1978, S. 36)

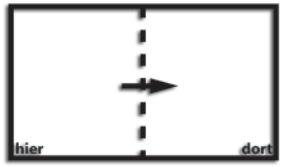
trennen

Sucht man nach Synonymen für das Wort „Grenze", so erkennt man, wie breit an Bedeutung dieses Wort in der deutschen Sprache ist.

Was den meisten Synonymen zur Grenze im Deutschen gemein ist, ist deren eher negativ aufgeladene Bedeutung. Grenze bedeutet zumeist Trennung, Einschränkung oder Ausweisung, man versteht den Begriff als Antipode zur Freiheit. Es gibt Staatsgrenzen, die für manche Mitglieder der Gesellschaft nahezu unüberwindbar sind, Altersgrenzen, die uns daran hindern einen bestimmten Raum zu betreten oder Grenzsituation, die den Mensch bis an die Grenzen seiner Belastbarkeit treiben.

grenzwertig

Oftmals ist der Begriff der Grenze keine klare Linie sondern verschwommen und schwer zu greifen. Er bezeichnet lediglich eine Annäherung zwischen dem Einen und dem Anderen. „in der mathematik werden mit untersuchungen des verhaltens an der grenze, mit einer ‚grenzwert-bestimmung', aussagen über den charakter einer funktion getroffen. die grenzsituation, der bereich möglichen umkippens, wird als extremsituation besonders geeignet angesehen, aussagen über den zustand zu treffen." (Krämer, Hannover, 1983, S.205)



über die Grenze hinaus

Grenzen können auch überschritten werden. Sie zerstückeln die Unendlichkeit und machen diese für uns leichter fassbar. Man hat die Chance über die Begrenztheit hinauszuwachsen und „die weite durch ihr Gegenteil zu erkennen, zu erspüren".

(Jaroschka, http://www.lichtungen.at/poetik/poet/02.htm, 27.07.2007)

grenzenlos

Grenzenlose Freiheit, grenzenloses Vertrauen, grenzelose Lebensräume…grenzenloses Entsetzten, grenzenlose Frechheit….uneingeschränkt, unendlich, ohne Maß und ohne Ziel

3.2.3. Natürliche und künstliche Grenzen

Setzt man sich mit intensiv mit dem Thema der Grenze auseinander, kommt man unweigerlich irgendwann zu dem Punkt, an dem man sich fragen muss, ob es die Grenze eigentlich gibt. Auch in der Literatur wird oftmals an ihrer Existenz gezweifelt. Sie wird als Projektion bezeichnet, die ausschließlich in unseren Köpfen existiert, als subtile Operation, welche die paradoxe Eigenschaft hat, etwas bewirken zu können, obwohl sie selbst nicht wahrnehmbar ist. Hier ist es wichtig anzumerken, dass sich diese Überlegungen immer auf die Grenze an sich, auf die Grenze als Objekt, als Linie beziehen. Auch wenn man in weiterer Folge bei der natürlichen Grenze davon ausgeht, dass jedes endliche Ding eine Grenze besitzt, so ist sie nie als eigenständiges Element zu betrachten, sondern immer als Teil von etwas.
Konrad Paul Liessmann, Prof. am Institut für Philosophie der Universität Wien, ging bei seinem Eröffnungsvortrag des Europäischen Forum Alpbach im Jahr 2004 davon aus, dass die Grenze es uns überhaupt erst ermöglicht etwas wahrzunehmen, dass sozusagen die Basis jeder Erkenntnis immer die Erkenntnis „Dieses ist nicht jenes“ ist. (http://www.homepage.univie.ac.at/konrad.liessmann/grenzen.pdf, 27.07.2007)
Auch das Ich kann es nur dann geben, wenn man eine Grenze zieht zwischen den Anderen und sich selbst. (vgl.: http://www.homepage.univie.ac.at/konrad.liessmann/grenzen.pdf, 27.07.2007)

In der Landschaft ist die Grenze oft keine scharf gezeichnete Linie. Betrachtet man beispielsweise die scheinbar klare Linie zwischen Land und Meer wird es, je mehr man versucht die Grenze zu finden, immer schwieriger eine eindeutige Linie zu ziehen. Die Bewegung der Wellen, auch Ebbe und Flut ziehen die Grenze zwischen Land und Meer ständig aufs Neue.

Um Grenzen in unserer Welt sichtbar und damit auch erfahrbar zu machen ist es notwendig sie zu besetzen. Diese künstliche Sichtbarmachung einer Grenze kann sowohl im Raum, durch Begrenzungen, Zeichen, Bauten usw. erfolgen, als auch im Kopf, durch Sitten und angelernte Verhaltensweisen. (vgl.: Bauer, 1997, S.6-8)

In weiterer Folge möchte ich noch genauer auf den Unterschied zwischen natürlichen und künstlichen Grenze im Allgemeinen eingehen, und mich dann intensiver mit der Grenze im Raum auseinandersetzten.

3.2.3.1. Die Natürliche Grenze

Jedes Ding auf dieser Welt besitzt eine Grenze, die es definiert und das Außen von dem Innen unterscheidet. Die Grenze ist dann, wenn ein, egal ob belebter oder unbelebter Körper an etwas anderes als sich selbst trifft.. (vgl.: Holz, in: Schmidt, 2002, S.6)

Kurt Wuchterl verweist zu diesem Thema in seinem Werk ‚Bausteine zu einer Geschichte der Philosophie des 20. Jahrhunderts' auf den Philosophen Helmuth Plessner, der aufzeige, dass die Beziehung des Innen zu seiner Grenze sowohl beliebig als auch verbindlich sein könne. Da Plessner der Überzeugung sei,„dass das Phänomen der Lebendigkeit ausschließlich auf das besondere Verhältnis eines Körpers zu seiner Grenze zurückführbar ist" (Wuchterl, 1995, S.319) unterscheide er zunächst zwischen dem belebten und dem unbelebten Körper.

Der unbelebte Körper

K <- Z -> M Z: zwischen; zugleich Grenze (Wuchterl,1995,S.320)

Bei einem unbelebten Körper besteht die Grenze auf einer rein räumlichen Ebene. Sie geht mit dem Körper keine zwingende Verbindung ein. Eine bewusste Interaktion zwischen Innen und Außen findet nicht statt.

Schlägt man beispielsweise von einem Stein ein Stück ab, so verändert man zwar die Form des Steins, auch die Form seiner Grenze, der Stein allerdings bleibt ein Stein und ist als solcher für jede/n erkennbar. Die Grenze gehört sowohl zum Körper als auch zum Element selbst.

Anders verhält es sich bei einer steinernen Statue. Schlägt man ihr einen Teil, wie Kopf oder Gliedmaßen ab ist die Verstümmelung klar erkennbar. In diesem Fall gibt die Grenze auch Form, eine für uns Menschen bekannte und klar erkennbare Form. (vgl.: Holz, in: Schmidt, 2002, S.6)

Der belebte Körper

K <- K -> M (Wuchterl,1995,S.320)

Die den lebendigen Körper umspannende Grenze/Haut ist nicht nur ein trennendes Element nach außen sondern sowohl ein Zone der Interaktion, wo Stoffe aufgenommen und abgegeben werden, als auch eine Zone mit der der Körper aktiv Kontakt mit dem Außen aufnehmen kann. Weiters ist es die Grenze die dem Körper seine Form und damit auch seine Identität gibt. Sie ist wirklich mit dem Inneren, dem Körper verbunden.

Laut Wuchterl unterscheide Plessner bezüglich der belebten Körper des Weiteren zwischen offenen und geschlossenen Formen. Pflanzen seien, aufgrund ihrer Unmittelbarkeit mit der sie in ihrem Lebensfeld eingegliedert sind und der dadurch resultierenden Unselbstständigkeit ein offenes System.

Dass das Tier in seiner Umwelt selbstständig und mittelbar eingegliedert sei, verdanke es seiner geschlossenen Form. Die Geschlossenheit und dadurch die Selbstständigkeit befähige den Körper erst sich im Raum zu bewegen und Grenzen zu überschreiten.
Das Tier sei sein Körper und habe seinen Körper, es habe Bewusstsein. Der Mensch hingegen habe über das Bewusstsein hinaus auch ein Selbstbewusstsein. Er könne, zumindest visuell seine körperlichen Grenzen überschreiten,"zu sich selbst auf Distanz gehen" (Wuchterl, 1995, S.321) und sich von außen sehen, beispielsweise wenn er sein Spiegelbild betrachtet. (vgl. Wuchterl,1995, S.319 – 321)
„[…] und die Spiegelfläche ist die vermittelnde Grenze zwischen der Realität der Außenwelt und der Phänomenologie des Innen". (Holz, in: Schmidt, 2002, S. 7)

Der oben genannte Vergleich mit dem Stein zeigt auf wie, untrennbar der lebendige Köper mit seiner Grenze verbunden ist, dass er seiner Grenze bedingt um überhaupt erkennbar zu sein. Auch Spinoza geht davon aus, dass man eine Gestalt oder Figur erst dann begreift, wenn man ihre Grenze begreift. Seine daraus resultierende Folgerung lautet:„Demnach gehört diese Begrenzung nicht zu dem Dinge, zu seinem Sein, sondern ist im Gegenteil dessen Nichtsein. Da also Figur nichts anderes ist als Begrenzung und Begrenzung Verneinung ist, so wird sie wie gesagt, nicht anders als Verneinung sein können."(Spinoza, 1923, S.251)
Konrad Paul Liessmann fasste diese Theorie in dem Satz zusammen, dass „Wer immer etwas begreift, begreift vorerst einmal, was dieses Etwas nicht ist". (Lissmann, http://www.homepage.univie.ac.at/konrad.liessmann/grenzen.pdf, 27.07.2008)

Die natürliche Grenze in ihrem Bezug zum Raum

„Über Grenzen lässt sich eigentlich nichts sagen. Man kann sie nicht diskutieren, weil sie zu existieren aufhören, sobald man sie benennt – und genau dann sind sie in jedermanns Leben, Arbeit und Erfahrung wieder gegenwärtig. Wir haben es also mit einem paradoxen Thema zu tun – und deswegen ist es bedeutsam."
(Daniel Libeskind – in Sauerbruch 1998, S.12)

Natürliche Grenzen im Raum lassen sich bei genauerer Betrachtung sehr schwer definieren, da sie oftmals keine klare Linie oder Kante ausbilden. Die Grenze zwischen einem Wald und einer Wiese wird je genauer man sie betrachtet immer undeutlicher. „Unter dem Mikroskop und Seziermesser des analytischen Verstandes entschwindet alle Realität von Grenzen im Raum. Wie sollen aber ohne Grenzen noch Gegenstände im Raum möglich sein?" (Racek, 1983, S.28)

Eine mögliche Erklärung für das schwer zu greifende Phänomen der natürlichen Grenze liefert der deutsche Architekt Matthias Sauerbruch. Für ihn zeichnen natürliche Grenzen immer Spuren einer Struktur oder Aktivität nach. "Natürliche Grenzen sind wie der Rand eines Magnetfeldes, an dem die Kraft des Epizentrums nachlässt und aufhört, das Territorium zu beschreiben." (Sauerbruch, 1998, S. 30)

Da diese Strukturen, bzw. Aktivitäten nicht abrupt aufhören, sondern immer schwächer und schwächer werden könne an dieser Stelle gar keine klare ‚Grenzlinie' entstehen. Man muss in diesem Fall von einem Grenzraum sprechen, einem hybriden Raum, wo sowohl das hier als auch das dort vertreten ist. Der Übergang erfolgt weniger abrupt sondern eher fließend.

3.2.3.2. Die künstliche Grenze

"Wahrnehmung heißt nicht, dass man lauter verschiedene Sinneseindrücke sammelt, sondern wahrnehmen heißt, wie das schöne Wort ja selber sagt, etwas ‚für wahr nehmen'. Das heißt aber: Was sich den Sinnen bietet, wird alles etwas gesehen und genommen." (Gadamer, 1977, S. 38)

Im Gegensatz zu den natürlichen Grenzen, die jedes Ding umschließen sind zum Beispiel politische, soziale und rechtliche Grenzen allesamt künstliche Grenzen, die nur in unseren Köpfen existieren.
Jede Kultur kennt ihre eigenen Regeln mit Hilfe derer in einer Gemeinschaft Grenzen festgelegt werden. Diese selbstauferlegten Zwänge bestimmen das Leben und werden von den meisten Mitgliedern einer Gesellschaft als wahr genommen und allgemein anerkannt.
John D. Barrow, der Englische Mathematiker und Astrophysiker vergleicht diesen Regelkatalog der Kulturen mit einem Netz. Auch das Universum benötigt Regeln um Anarchie und Chaos zu vermeiden. Barrow versteht diese Regeln als Muster, in diesem Fall als natürliche Muster, über die jede Kultur ihr eigenes, engmaschigeres, künstliches Muster legt, das aber immer in Beziehung mit dem übergeordnetem Muster stehen muss.
(vgl.: Barrow, 1999, S.281 – 287)

Die künstliche Grenze in ihrem Bezug zum Raum

Während die natürlichen Grenzen im Raum Strukturen oder Aktivitäten nachzeichnen, werden künstliche Grenzen gesetzt und stecken Claims ab ohne zwingend Bezug nehmen zu müssen auf die Struktur des umgrenzten Raumes. Sie „[…] sind nicht anderes als der Versuch, mit unseren Mitteln einen Ort aus dem grenzenlosen un-heimlichen Raum auszugrenzen, und ihm mit der physischen Qualität seiner Begrenzung eine

Ordnung aufzuerlegen und Bedeutung zu verschaffen, die diesem Kriterium genügen". (Sauerbruch, 1998, S.31)
Während also die natürliche Grenze im Raum bestimmt wird durch den Raum selbst, funktioniert die Definition des Raumes bei der künstlichen Grenze von außen nach innen. Sauerbruch stellt hierbei auch die Frage auf ob es nicht Ziel des Entwerfens sein sollte die künstliche Grenze im Entwurfsprozess möglichst an die vorhandene natürliche Grenze anzugleichen. (vgl.: Sauerbruch, 1998, S.31)
Damit künstliche Grenzen im Raum, egal ob gewollte der ungewollte, als solche erkannt und wahr genommen werden, müssen sie, wie es das Wort schon bezeichnet auch wirklich innerhalb der Gesellschaft als ‚wahr' genommen werden. Wie bereits erwähnt muss die Grenze besetzt und somit sichtbar gemacht werden. Es muss also in einer Gesellschaft ein Konsens darüber herrschen was als wahr genommen wird und was nicht.
Die Wahrnehmung ist ein ganz und gar subjektiver Akt, der durch unterschiedliche Faktoren beeinflussbar ist. Man kann sagen, dass, wenn mehrere Personen ein und dieselbe Situation betrachten, ihre Wahrnehmung immer einzigartig sein wird.
Umso wichtiger ist dieser unausgesprochene Konsens innerhalb einer Gemeinschaft darüber in welcher Ordnung Dinge zu sehen sind. „[…] eine Ordnung in die Ereignisse einzuführen, das heißt sie zu interpunktieren." (Watzlawik, 2001, S.99)

Abb.2: Claude Lorrain - Glas

3.2.4. Exkurs: Beispiele für den Umgang mit der Grenze im Raum

3.2.4.1. Das Claude Lorrain - Glas

Das, vom Landschaftsmaler Claude Lorrain entwickelte und nach ihm benannte Claude Lorrain - Glas war beliebtes Utensil der Reisenden im 18. Jahrhundert. Es handelte sich um ein schwarzes, leicht gewölbtes Glas in einem, meist schön gestalteten Rahmen, mit welchem die Landschaft, die sich hinter dem Betrachter auftat wie gerahmt betrachtet werden konnte. Da die Färbung des Glases die realen Farben veränderte, die Krümmung das Bild etwas verzerrte und die einzelnen Elemente näher aneinander rückte, wurde das Spiegelbild der Landschaft zu einem Abbild der zur damaligen Zeit so beliebten Landschaftsmalerei. Der Rahmen trug seines dazu bei, den Eindruck zu erzeugen, eine gemalte Landschaft zu betrachten. Er begrenzte das Bild und entkoppelte es somit aus seinem natürlichen Kontext. Die Reflexion der Landschaft wurde somit dem aktuellen ästhetischen Empfinden der Menschen unterworfen. (vgl.: http://www.zeit.de/1995/26/Die_Lust_der_Lemminge?page=4, 16.12.2007)
Peter Sloterdijk zitiert in diesem Zusammenhang Georg Simmel, der dieses Prinzip aus der Kunst auch in dem,

von unterschiedlichen sozialen Gruppen genützten Raum erkannte.„Der Rahmen, die in sich zurücklaufende Grenze eines Gebildes, hat für die soziale Gruppe sehr ähnliche Bedeutung wie für ein Kunstwerk. …: (es) gegen die umgebende Welt ab- und in sich zusammenzuschließen; der Rahmen verkündet, dass sich innerhalb seiner ein nur eigenen Normen untertänige Welt befindet…"(Simmel, 1902, S.226, zit. nach: Sloterdijk, 2004, S.311)

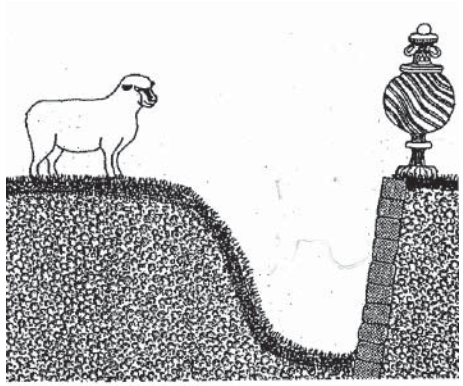


Abb.3: Das Aha

3.2.4.2. Das Aha

Im 17. Jahrhundert kam es ausgehend von England zu einer Neuinterpretation des Raumes. War er bis zu dem Zeitpunkt als harmonisch und begrenzt gesehen worden, so wurde dieses Bild ersetzt durch das des formlosen und unbegrenzten Raumes. Die Frage, die dieses neue Bild aufwarf war, wenn es nun kein außen mehr gibt, wo befindet sich dann Gott? Die Erklärung war, dass Gott überall dort sei, wo es Raum gibt, dass man also bei der Betrachtung des unendlichen Raumes, und somit auch der Landschaft Gott selbst sieht. Sowohl Raum als auch Natur gewannen durch diesen Gesinnungswandel eine ganze neue Bedeutung. Zog Johann Wolfgang von Goethe bei einer Reise durch die Alpen noch die Vorhänge zu, entsetzt von der grausamen, wilden Natur, so beschrieb der englische Dichter und Journalist Joseph Addison die Alpen nach einer Reise als Paradies in dem die Göttin der Freiheit wohne.

Die unbändige Natur hatte für die Engländer auch politische Bedeutung, war sie doch das genaue Gegenteil zur geordneten Symmetrie des Barock, der mit der unterdrückenden, französischen Monarchie assoziiert wurde.

Der englische Landschaftsgarten im 18. Jahrhundert sollte dieses Bild der unberührten, wilden und offenen Landschaft vermitteln. Wichtiges Hilfsmittel zur Erzeugung dieser Illusion, dass die ganze Natur Garten sei war das Aha, eine in einem Graben versenkte Mauer. Mit diesem einfachen Trick, ließ man die Grenze zwischen Innen und Außen verschwinden. Die geschaffene Landschaft wurde durch den Verlust der Grenze derart naturalistisch, dass der Garten, der sich ja etymologisch betrachtet vom umfriedeten Raum ableitet, begann sich aufzulösen.„…und weil alles ‚Aussicht' war, schien es kein Hier mehr zu geben, sondern nur noch Dort." (Pollack, in Textbuch Landschaftsarchitektur, 2000, S.347)

(vgl: Pollack, in Textbuch Landschaftsarchitektur, 2000, S. 345 – 351)

3.2.5. Unterschiedliche Formen der Grenze im Raum

Matthias Sauerbruch definiert folgende Formen der Grenze im Raum:

Die autonome Grenze – ist die Grenze verstanden als Raum. Sie lädt „[…] den Benutzer durch ein Raumerlebnis zum Verstehen und damit zur Identifikation mit dem Raum ein". (Sauerbruch, 1998, S.33) „Die ‚autonome Grenze' ist ein Plädoyer für die Transparenz der Architektur. Sie ist ein Plädoyer für eine intelligente, ein verstehende und verständliche Architektur, die einerseits die Gesetzmäßigkeiten des Raumes und anderseits die relative Willkürlichkeit seiner Begrenzung sinnlich erfahrbar macht." (ebenda, S.33)

Die verkörperte Grenze – ist die dreidimensionale, durch Setzung sichtbar gemachte Grenze zwischen zwei Parteien, die entweder konfrontieren oder verbinden kann.

Die bewohnte Grenze – ist ein erfahrbarer Raum, ein Niemandsland zwischen zwei klar definierten Räumen, deren Verlassen und Eintreten als voneinander getrennte Ereignisse erlebt werden.

Die verflüssigte Grenze – wird durch Handlung ständig neu definiert, die Handlung macht den Raum zum Ort.

Die hybride Zone – befindet sich dort wo Räume sich überlappen. Es gibt keinen klaren Übergang von hier nach dort, sondern einen Graduellen. Die hybride Zone wird geprägt durch Qualitäten beider Bereiche. (vgl.: ebenda, S.9ff)

3.2.6. Der Horizont – die absolute Grenze

Den Horizont als Grenze möchte ich kurz gesondert erwähnen, da er für mich weder zur natürlichen noch zur künstlichen Grenze zuordenbar ist, für unsere Raumwahrnehmung aber eine sehr wichtige Rolle spielt. Der Horizont ist die Linie, an der sich Himmel und Erde scheinbar berühren, wobei die Betonung auf ‚scheinbar' liegt. Einerseits könnte man ihn der natürlichen Grenze zuordnen, da er ja ohne jedes menschliche Zutun sichtbar ist. Andererseits existiert der Horizont nicht an sich, sondern nur in unserer Wahrnehmung des Raumes in dem wir uns bewegen. Somit könnte man ihn auch als eine in der menschlichen Gesellschaft übereinstimmend mit Bedeutung besetzte künstliche Grenze verstehen.

Der Ursprung des Wortes liegt im Griechischen ‚horizon' und bedeutet so viel wie Grenzlinie oder das Umgrenzende.
Der Horizont begrenzt den vom Menschen erlebten Raum und verleiht ihm eine fiktive Endlichkeit. Versteht man den Horizont wie bereits gesagt als Linie an der sich Himmel und Erde berühren so sieht man ihn nicht nur dort, wo der Raum sich weit öffnet, wie zum Beispiel in einer Ebene oder am Meer, sondern der Horizont begleitet uns immer, auch in der Stadt, wo sich Hausdächer und Himmel berühren.
Blickt man in die Ferne so bezeichnet der Horizont immer die Waagrechte zum Menschen und wandert untrennbar mit ihm mit. Auch wenn man auf einen Berg steigt, steigt man nie über seinen Horizont hinaus, und wenn man auf den Horizont zugeht, bleibt er dennoch immer in scheinbar gleicher Entfernung zu uns. Er stellt eine unerreichbar, und somit absolute Grenze dar.
Das Paradoxe am Horizont ist, dass er einen Raum begrenzt, selbst aber nicht räumlich ist. Innerhalb des Raumes existent, aber er ist untrennbar mit dem Raum und dem menschlichen Empfinden von Räumlichkeit verbunden. (vgl.: Bollnow, 1990, S.74 – 77)

3.2.7. Die Grenze im urbanen Raum

„Urbanisierung und die Herausbildung von Urbanität als Lebensform über den städtischen Raum hinaus sind andauernde Prozesse der Setzung und Erosion von sozialen, moralischen und räumlichen Grenzen." (Föllmer, http://geschichte-transnational.clio.online.net/forum/type=diskussionen&id=788, 05.07.2007)
Das Begrenzen ist „die archetypische Handlung des Bauens" (Sauerbruch 1998, S.30), denn ohne Grenzen gibt es kein Territorium, ohne Territorium gibt es keine Architektur und ohne Architektur gibt es keine Stadt. Eine Stadt funktioniert sozusagen über ihre Grenzen, egal welcher Art sie sein mögen, da mit ihrer Hilfe in diesem System an Differenzierungen und Distinktion Ordnung geschaffen wird.
Wichtige Vorraussetzung dafür ist allerdings, dass diese Grenzen sichtbar und lesbar sind. Vergleichbar mit Konrad Paul Liessmann, der die Grenze als grundlegende Notwendigkeit der Erkenntnis sieht, erwähnt auch Stefanie Krebs in diesem Zusammenhang Kienast, der der Meinung sei, dass neue Entdeckungen nur an Bruchstellen zwischen unterschiedlichen Bereichen oder Elementen möglich sind. Er halte es daher für sehr wichtig dem immer stärkeren Verschleifen von Grenzen entgegen zu wirken damit Grenzen und Brüche wieder sinnlich erfahrbar werden und sie bewusst überschritten werden können. Stefanie Krebs, die Kienast in ihrem Werk ‚Zur Lesbarkeit Zeitgenössischer Landschaftsarchitektur' erwähnt, fasst dessen Ansichten folgendermaßen zusammen: „[…] wichtig sind Räume die es dem Menschen ermöglichen aus seinem gewohnten Rahmen herauszutreten und von ihm Unabhängiges und Unterschiedenes wahrzunehmen." (Krebs, 2002,

S.90). Als geeignetes Mittel um Gegensätze wieder stärker herauszustreichen sähe Kienast die Transparenz. Auf diese Art und Weise sollen die einzelnen Elemente der Stadt, deren Überlagerungen, Durchdringungen und Verzahnungen lesbar werden. (vgl.: Krebs, 2002, S.90ff)

Kevin Lynch geht davon aus, dass Stadtbilder immer Zusammensetzungen aus fünf verschiedenen Elementen sind. Es gibt Wege, Grenzlinien, Bereiche, Brennpunkte und Merkzeichen. Diese Elemente können nicht einzeln voneinander betrachtet werden, sie bedingen und durchdringen einander. Grenzen können sowohl Barrieren sein, die jede Querverbindung blockieren, sie können aber auch wie Nähte zwei unterschiedliche Bereiche miteinander in Beziehung setzen und verzahnen. Die Wertung der einzelnen Elemente ist immer ein subjektiver, vom jeweiligen Betrachter ausgehender Akt. Eine Straße kann für mehrere Betrachter vollkommen unterschiedlich bewertet werden. (vgl.: Lynch, 2001, S.60 – 110)
Der Wiener Ring zum Beispiel markiert historisch gesehen die Grenzen des alten Wiens. Für AutofahrerInnen, aber auch BenützerInnen der öffentlichen Verkehrsmittel ist er ein Weg, eine wichtige Drehschreibe um die umliegenden Bezirke der Stadt zu erreichen. Für Fußgänger und Radfahrer kann die mehrspurige Straße mitunter eine mühsame Barriere sein. Im Bereich des Rings befinden sich außerdem wichtige infrastrukturelle Brennpunkte der Stadt wie der Karlsplatz oder das Schottentor.

Abb.4: Die Handlung macht den Raum zum Ort

Diese verschiedenen Elemente und deren Anordnungen bilden also kein statisches System, sondern sind, abhängig von verschiedenen Faktoren, flexibel und änderbar.
Die Stadt als Gesamtes bildet den Rahmen für das Geschehen innerhalb. Auch sie ändert sich laufend, allerdings langsamer und träger. Man könnte diese Stufe als Makroebene bezeichnen.
Je weiter man in den Organismus Stadt eindringt, sprich Meso- & Mikroebene betrachtet, umso dynamischer wird das Gebilde. Unzählige Interaktionsräume sind miteinander in unterschiedlicher Intensität vernetzt, Grenzen werden gesetzt und sogleich wieder abgebaut. (vgl.: Föllmer, http://geschichte-transnational.clio.online.net/forum/type=diskussionen&id=788, 05.07.2007)

Ein Beispiel für die Mesoebene kann ein Platz sein. Seine Grenzen sind künstlich gesetzt worden und definieren ein Handlungsfeld. Auf dem Platz passieren im Laufe des Tages die unterschiedlichsten Handlungen. Da jede Handlung Raum benötigt, ist es in diesem Fall die Handlung, die die Grenzen definiert. Auch wenn die Grenzen dieses Raumes weder scharf ausgeprägt noch sichtbar sind, so werden sie innerhalb einer Gesellschaft wahrgenommen. Durch die Nutzung wird der Raum zum Ort, wenn auch manchmal nur für wenige Augenblicke.

Auch scheinbar statische Grenzen können sich im Laufe eines Tages ändern. Eine Grenze kann tagsüber eine durchlässige Übergangszone sein, während sie nachts auf einmal zu einer undurchlässigen klaren Linie wird. Gerade diese permanente Änderung der Grenzen vor allem auf Mikro- und Mesoebene ist ein wesentliches Merkmal der Dynamik des städtischen Lebensraumes. (vgl.: Föllmer, http://geschichte-transnational.clio.online.net/forum/type=diskussionen&id=788, 05.07.2007)

3.2.8. Übergangsszenarien

Die Grenzüberschreitung, der Übertritt von einem Zustand zu einem Anderen kann in unterschiedlicher Weise erlebt werden.
Krämer unterteilt diese Änderung des Zustandes nach vier Prinzipien: abrupt, kontrastierend, gleichmäßig oder modulierend.

„beim **‚abrupten´** übergang verändert sich der zustand ohne jede gestaltende vermittlung oder trennung, etwa nach dem prinzip der falltür;“ (Krämer, Hannover, 1983, S.212)

„mit dem **‚kontrastierenden´** übergang wird weniger der vermittelnde ausgleich zwischen zwei situationen gesucht, sondern mit einer ‚überraschung´der neue zustand präsentiert. ein solches ereignis erzwingt im besonderen maße aufmerksamkeitszuwendung und bleibt leichter erinnerlich.“ (ebenda, S.212)

„der **gleichmäßige** übergang dagegen vermittelt stufenweise und in diesem sinne ausgleichend, harmonisierend zwischen zwei räumlichen zuständen, allerdings ohne jegliches akzentuierendes moment der trennung und damit ohne jede, auch aufmerksamkeit provozierende, gestalterische spannung.“ (ebenda, S. 213)

„mit dem **‚modulierten´** übergang kann der ausgleich zwischen zwei unterschiedlichen situationen in einer weise gestaltet werden, dass die trennende wie auch die vermittelnde funktion situationsspezifisch in räumlich-erfahrbare situation umsetzbar ist. durch herabsetzen des handlungs-risiko´s, durch milderung der erlebnis-dissonanz und der konflikthaltigkeit wird eine, der sinnlichen erfahrungsfähigkeit angepasste orientierungshilfe gegeben, nicht zuletzt bedeutet dies auch die organisation eines gesamterlebnisses zwischen den, auch in unterschiedlicher weise evozierbaren bzw. ansprechbaren ebenen sensitiven, emotiven und mentalen erlebens.“ (ebenda, S.213f)

3.2.9. Die Grenze zwischen Öffentlichkeit und Privatheit

Der Begriffe Stadt und Urbanität stehen in enger Verbindung zu dem Begriff der Öffentlichkeit. Der Begriff „öffentlich" bedeutet „in/vor aller Öffentlichkeit",„nicht geheim",„für alle benutzbar/zugänglich",„staatlich", „städtisch" (vgl.: Duden Synonymwörterbuch, 2001, S.651)

Der öffentliche Raum ist die Bühne der Stadt, er ist der Ort, wo uns das Fremde und Unvorhergesehene begegnen kann, wo man sich sowohl geborgen, als auch unwohl fühlen kann, wo jeder versucht sich selbst gegenüber den anderen zu inszenieren.„Der öffentliche Raum ist das eigentliche Zeichen für Stadt und Stadtgesellschaft; ohne öffentlichen Raum ist sie keine Stadt, und eine Stadt ist überall da Stadt, wo sie öffentlichen Raum besitzt." (Leipprand, 2000, S.95-96) Der Gegenbegriff zur Öffentlichkeit, der zu ihr in einem permanenten Spannungsverhältnis steht ist der Begriff der Privatheit. Sie befindet sich auf der anderen Seite, in den Gebäuden und Höfen, wo sich die Protagonisten temporär aus dem allgemeinen Stadtleben ausklinken und sich den Blicken und Ohren der anderen entziehen.„Eine Stadt besteht aus Menschen, die sich in erster Linie einander zuwenden – zur gegenseitigen, Existenzhilfe - und sich erst in zweiter Linie voneinander abwenden – zur privaten Lebensführung." (Leipprand, 2000, S.10) Die Grenzen zwischen Öffentlichkeit und Privatheit bestimmen das Leben der Menschen in der Stadt. Doch wie es scheinbar die Natur der Grenze ist, sind auch diese Grenzen nicht statisch, sondern in einem permanenten Prozess den Veränderungen in der Gesellschaft unterworfen. Nach Walter Siebel lassen sich die Grenzen zwischen Öffentlichkeit und Privatheit in 4 verschiedene Dimensionen unterteilen: funktional, sozial, juristisch und baulich/symbolisch.
(vgl.: Siebel, http://www.tu-cottbus.de/BTU/Fak2/TheoArch/wolke/deu/Themen/041/Siebel/siebel.htm, 09.08.2007)

In weiterer Folge beziehe ich mich auf diese Unterteilung um die Begriffe ‚Öffentlichkeit' und ‚Privatheit' genauer zu definieren und auch deren Veränderungen aufzuzeigen.

Funktionale Grenze

In der Antike war der Begriff des Haushalts gleichgesetzt mit dem Begriff des Privaten, während im Gegensatz dazu das Politische und der Markt dem öffentlichen Raum zugeordnet waren. (vgl.: Arendt, 2007, S.38) Heute hat sich der Markt weitgehend aus dem öffentlichen Raum in Supermärkte und Einkaufszentren zurückgezogen. Eine der wichtigsten Grundvoraussetzungen der Öffentlichkeit, die Möglichkeit des freien Zugangs und der Nutzung für jeden ist oftmals nicht mehr gegeben. Auch die Politik zieht sich immer mehr zurück, sie „ist schon lange aus dem öffentlichen Raum der Städte ausgewandert in die Parteiorganisationen, die Verbände und Medien." (vgl.: Siebel, http://www.tu-cottbus.de/BTU/Fak2/TheoArch/wolke/deu/Themen/041/Siebel/

siebel.htm, 09.08.2007)

Soziale Grenze

Der öffentliche Ort als Bühne impliziert Selbstinszenierung, Begegnung, das Fremde, während der private Ort Intimität, Vertrautheit und Emotionalität verströmt. Temporär kann auch die private Wohnung zur Bühne werden, genauso wie ein Teil des öffentlichen Raumes einen privaten Charakter bekommt, „[…] etwa wenn auf einem öffentlichen Platz das Handy benutzt wird. Dann entsteht eine kleine private Insel inmitten des Öffentlichen." (Schroer, 2006, S.234) Um in diesem Fall im Öffentlichen Raum ein gewisses Maß an Privatheit zu erlangen muss man zumindest kurzzeitig die Möglichkeit bestehen nicht für jedermann sofort sicht- und hörbar zu sein. Wird ein öffentlicher Raum allerdings Videoüberwacht vervielfältigt dies seine Öffentlichkeit. Raum für Privatheit zu schaffen ist nicht mehr möglich.

Juristische Grenze

„Der öffentliche Raum unterliegt dem öffentlichen Recht, private Räume unterstehen dem privaten Recht."
(Siebel,http://www.tu-cottbus.de/BTU/Fak2/TheoArch/wolke/deu/Themen/041/Siebel/siebel.htm, 09.08.2008)

Die Frage nach den Besitzverhältnissen eines Raumes und in weiterer Folge Rechtsgrundlage, der dieser Raum unterliegt ist auf dem ersten Blick oft schwer zu definieren. Peter Marcuse, der davon ausgeht, dass jeder Raum öffentlich ist, also unter öffentlich rechtlicher Kontrolle steht, spricht im Sinne von öffentlichem Raum, lieber von öffentlich nutzbarem Raum, dem „publicly usable space". Hinsichtlich der Eigentumsverhältnisse und der Nutzung unterscheidet er sechs verschiedene „ownership forms":

1.) public ownership, public use
2.) public ownership, administrative use
3.) public ownership, delegated private administration of use
4.) private ownership, public function, public use
5.) private ownership, private function, public use
6.) private ownership, private use

(Marcuse, in: Nagler, 2004, S.67)

Die Universitäten die in dieser Arbeit behandelt werden sind alle in öffentlichem Besitz und auch in öffentlichem Gebrauch, wobei sie einige der Kriterien die Marcuse für den öffentlichen Raum angibt genau ge-

nommen nicht erfüllen. Der Zugang ist nicht immer möglich, sondern nur innerhalb der vorgeschriebenen Öffnungszeiten. Auch befinden sich in den meisten Universitäten direkt nach dem Eingang Portierlogen oder Informationsschalter, die bezüglich der Personen die eine Universität betreten auch eine Kontrollfunktion ausüben.
Diese Umstände, und nicht zuletzt das Österreichische Universitätsgesetz aus dem Jahr 2002, mit dem die Universitäten ein Stück weiter in die Autonomie entlassen wurden, veranlasst mich dazu die Universität als ‚public ownership, delegated administration, partially public use', als öffentliche Gebäude mit übertragener Verwaltung und bedingter öffentlicher Nutzung zu bezeichnen.

Baulich/Symbolische Grenze

„Es gibt eine Fülle architektonischer und städtebaulicher Gestaltungselemente, die Offenheit resp. Geschlossenheit von Räumen signalisieren."
(Siebel,http://www.tu-cottbus.de/BTU/Fak2/TheoArch/wolke/deu/Themen/041/Siebel/siebel.htm, 09.08.2008)
Manche Gestaltungselemente wie Absperrungsketten erschweren den Zutritt zu den dahinter liegenden Räumen, andere verleihen öffentlichen Räumen eine gewisse Exklusivität und wirken dadurch wie Filter, die soziale Minderheiten noch viel stärker ins Licht der Öffentlichkeit rücken. Auch die Universitäten kommunizieren über ihre Fassaden- und Formensprache in unterschiedlicher Intensität ihre Öffentlichkeit.
Leipprand spricht in diesem Zusammenhang von Gebäude-Personen, die abgesehen davon dass sie den öffentlichen Raum durch ihre Begrenzung definieren auch mit ihm kommunizieren. „Es gibt Gebäude, die ein Gesicht zeigen und die es ganz normal und aufgeschlossen sehen lassen, die ganz vernünftig und natürlich mit sich reden lassen und sich unverkrampft in die Stadtgebäudegemeinschaft einfügen, die mit den anderen zusammenstehen und den anderen ihren Leistungsbeitrag anbieten. Es gibt andere Gebäude-Personen, die sind unausgesprochen, von ihnen geht wenig Aussage aus, sie sind etwas zugeknöpft und unaufgeschlossen. Sie sind zwar da, verstecken sich nicht gerade, aber möchten mit anderen nichts zu tun haben. Andere wieder sind recht selbstherrlich und aufgeblasen, sie beachten den Einzelnen nicht so recht und schauen über ihn hinweg, sind mehr mit ihrer Selbstdarstellung beschäftigt als mit dem Dialog. Wieder andere drücken sich weg und halten sich irgendwelche Schutzmasken als Abstand zwischen sich und den übrigen, gehen ein paar Schritte zurück auf Beobachtungsposten, von dem aus sie noch alles überblicken können, sich aber nicht mehr aktiv beteiligen und von den anderen ansprechen lassen." (Leipprand, 2000, S.20)
Es ist natürlich die Masse der ganz gewöhnlichen Häuser, die eine Stadt bilden, während die Universitäten, mit

denen sich diese Arbeit beschäftigt, als repräsentative Gebäude eine Sonderstellung einnehmen. Sie sind im Bild der Stadt oft wichtige Merkzeichen, markante Gebäude an denen man sich orientieren kann.
Laut Siebel besteht die Qualität öffentlicher Räume darin, dass ihre Deutung nicht festgelegt ist und Möglichkeiten offen lassen. Man kann sie sich aneignen und ihnen temporär eine eigene Bedeutung zuweisen. Die Aneignung ist somit in erster Linie ein produktiver und kein konsumativer Akt.
(vgl.: Siebel, http://www.tu-cottbus.de/BTU/Fak2/TheoArch/wolke/deu/Themen/041/Siebel/siebel.htm, 09.08.2008)

4. Rechtliche und soziale Grenzen zwischen Universität und Gesellschaft

„Offene Grundrisse und Raumgrenzen sind ein Sache – doch die Offenheit sozialer Strukturen ist etwas völlig anderes.“ (Kaltenbrunner, in: Nagler, Rambow, Sturm, 2004, S. 33)

Rechtliche und soziale Grenzen wirken wie ein unsichtbarer Filter zwischen Universität und Gesellschaft. Sie gelten gleichermaßen für alle öffentlichen österreichischen Universitäten. Gesetze bestimmen, wer zum Studium berechtigt ist, die soziale Herkunft ist ein entscheidender Faktor ob man sich für ein Studium entscheidet, entscheiden kann, oder nicht. Aber auch in umgekehrter Richtung stellt sich die Frage wie präsent die Universitäten im öffentlichen Leben sind. Vor allem seit der Einführung des neuen Universitätsgesetzes, dem UG 2002, das die Universitäten in die Autonomie entlassen hat, ist Profilbildung, Wettbewerb, Präsentation und damit die Überwindung der Grenzen nach außen viel stärker zum Thema geworden.
Im Rahmen meiner Recherchen hatte ich auch die Möglichkeit dem ehemaligen Rektor der Universität für Bodenkultur Manfried Welan Fragen zu diesem Thema zu stellen. Die vollständige Beantwortung dieser Fragen ist im Anhang nachzulesen.

4.1. Die Universitätsreformen seit 1945 – ein kurzer Überblick

Die Universitätsorganisation in Österreich ist, von 1945 bis heute immer wieder umfassenden Reformen unterzogen worden. 1945 konnten die Universitäten noch als so genannte „Gelehrtenuniversitäten“(Welan, in: Pellert 1995, S.113) bezeichnet werden, in denen ausschließlich die Professoren zu bestimmen hatten.

Das Hochschulorganisationsgesetz (HOG) von 1955 änderte an dieser Organisationsform wenig, auch wenn UniversitätsmitarbeiterInnen und StudentInnen erstmals eine Option auf Mitsprache eingeräumt wurde, die allerdings nicht wirklich genutzt wurde.

Eine entscheidende Änderung brachte das UOG 1975. Mit dem Wechsel von einer „Professorenuniversität“ hin zur „Gruppenuniversität“(ebenda, S.114) kam es zu einer Demokratisierung der Organisation. Die Stellung der Professoren und Professorinnen wurde deutlich geschwächt, während im Gegenzug jene der AssistentInnen und StudentInnen, wie auch die Eingriffsmöglichkeiten des Bundesministeriums gestärkt wurden. Weiters behandelte das UOG 1975 auch Themen wie die Benutzung von Universitätseinrichtung durch nicht universitätszugehörige Personen.„Damit wurde der Grundsatz der Öffnung der Universitäten erweitert, wobei diese Offenheit für alle Interessierten nach Maßgabe der Möglichkeiten und Qualifikationen unter Sicherstellung des Forschungs- und Lehrbetriebes festgelegt war. Diese Öffnung hat eine besondere Bedeutung etwa für die Erwachsenenlehre.“ (ebenda, S.125)

Die Reform von 1987 brachte eine weitere Stärkung der unteren Ebenen mit sich. Die Dezentralisierung führte dazu, dass die Universitäten als „organisierte Anarchie" (ebenda, S.116) bezeichnet wurden.
„Die Individualisierung der Lebens- und Arbeitspläne aller Universitätsangehörigen, die Pluralisierung in Gruppen und Disziplinen und die Trennung von Arbeit und Freizeit machen die Integration der Gesamtuniversität bei Knappheit der Zeit und der Mittel immer schwieriger. Die Universität als Einheit und Ganzheit wird Fiktion und Utopie. Die Idee der Universität ist nicht mehr umgreifend und leitend." (ebenda, S.116)

Das UOG 1993 brachte den Universitäten mehr Selbstständigkeit. Obwohl immer noch Einrichtungen des Bundes, waren sie von nun an weitgehend unabhängig, während dem Bund lediglich ein Aufsichtsrecht zustand. Freiheit und Satzungsautonomie der Universitäten wurden verfassungsrechtlich abgesichert. (vgl.: ebenda, S.113ff)

4.2. Das UG 2002 – Profilbildung als ein Mittel zum Schritt nach draußen?

Mit dem derzeit geltenden UG 2002 wurden die Universitäten schließlich in die Vollrechtsfähigkeit entlassen.
„Die zentrale Änderung ist zweifellos, dass durch das Gesetz Universitäten als juristische Personen eingerichtet werden. Eine der wichtigsten Konsequenzen der so genannten ‚Vollrechtsfähigkeit´ liegt darin, dass dieses Gesetz die Selbstzurechenbarkeit von Rechtsakten etabliert. Jede rechtsverbindliche Handlung hat sich ab nun die Universität selbst zuzurechnen." (Titscher, in: Höllinger, Titscher, 2004, S.88f)
Mit dem neuen Organ des Universitätsrats wanderten Aufsichts- und Kontrollaufgaben vom Bundesministerium zu den Universitäten. Weitere Änderungen sind beispielsweise die Zweiteilung der Studien in ein Bakkalaureat – und Magister-System sowie die Einführung von ECTS-Punkten, einer international gebräuchlichen Einheit zur Beschreibung des Umfangs von Lehrveranstaltungen.
Gefördert werden sollen eine bessere Schwerpunktsetzung und Profilbildung der einzelnen Universitäten und somit auch im nationalen und internationalen Wettbewerb nach außen treten zu können. (vgl.: ebenda S.80ff)
Als Konsequenzen des UG 2002 glaubt Titscher, dass sich die Universitäten in einen stärkeren Wettbewerb zueinander befinden werden. Sie werden sich erheblich voneinander in ihren Leistungsangeboten und auch in ihrer Qualität unterscheiden. Die österreichische Universitätslandschaft wird an Homogenität verlieren. (vgl.: ebenda S.119 – 122)

Diese verstärkte Profilbildung, das entwickeln von Leitbildern und gemeinsamen Aktivitäten ist laut der Vizerektorin für Strukturfragen an der Donau-Universität Krems Ada Pellert, eine notwendige Vorraussetzung für die Universitäten um „wichtige Brücken nach außen" (Pellert, 1995, S.55) zu schlagen.
„Das stärkere Zulassen von ‚Irritationen' aus der Umwelt der Universität hätte seinen Preis im Inneren der Universität – es müsste eine radikale Umstellung von hierarchisch – bürokratischen Vorgaben auf eine kommunikative Verständigung über Aufgaben und Ziele erfolgen. Das würde eine Verdichtung der Kommunikation im Inneren, mehr Miteinanderreden und das konflikthafte Austragen von Unterschieden notwendig machen. Die Organisation Universität muss ihre eigenen Kommunikationsmittel und –wege finden, um sinnvolle Formen der Außenbeziehung überhaupt zu ermöglichen. Eine Öffnung der Universität setzt wahrscheinlich eine gewisse Form der Schließung – zunächst – voraus, im Sinne einer Reflexion und Gestaltung der eigenen Organisation." (Pellert, 1995, S.54)
Die verstärkte Öffnung der Universität nach Außen, hin zu den Menschen, die in ihrem alltäglichen Leben nicht unbedingt mit der Universität in Berührung kommen, ist eine wichtige Vorraussetzung um die Akzeptanz und das Interesse innerhalb der Bevölkerung für Hochschulbelange zu stärken. Bereits realisierte Beispiele wie diese Öffnung vonstatten gehen kann sind die Kinder-Uni, das Projekt ‚University goes public', oder die Ernennung des/der WissenschaftlerIn des Jahres.
Bezüglich der Präsenz, der Universitäten innerhalb der österreichischen Bevölkerung schreibt Manfried Welan: „Das Wissen der Bevölkerung über die Universitäten war in früheren Zeiten geringer als jetzt. Noch 1979 ergab eine Umfrage, dass sich 75 % nur wenig oder gar nicht für die Universitäten interessieren. Bei einem Akademikeranteil von nur 3,5 der Beschäftigten 1979 war kein größeres Interesse anzunehmen. Ein Jahr später ergab eine Umfrage in der Bundeshauptstadt Wien, dass sich 33 % für Hochschulbelange interessieren, 40 % weniger, 26 % gar nicht. 40 % bekannten, viel zu wenig informiert zu sein, 37 % wussten eher wenig, 19 % hielten sich für eher gut informiert und nur 4 % gaben an, sehr gut informiert zu sein. Aber 80 % der Befragten waren auf ihre Hochschulen sehr stolz und 90 % meinten sogar, eine Stadt wie Wien müsse sich die Universitäten leisten, auch wenn die Kosten stark steigen." (Welan, in: Pellert, 1995, S.17f)
Für Manfried Welan ist die Öffnung der Universitäten, vor allem seit der Einführung des UG 2002, eine Notwendigkeit, da er die Wissenschaft als Bringschuld gegenüber der Gesellschaft versteht. (vgl.: Fragen an Manfried Welan, siehe Anhang)

4.3. Der „Freie Hochschulzugang“

In Österreich gilt der Hochschulzugang als frei. Darunter versteht man,„dass alle Inhaberinnen und Inhaber eines Reifeprüfungszeugnisses oder eines gleichgestellten Nachweises (Studienberechtigungsprüfung, ausländisches Reifeprüfungszeugnis) einen Rechtsanspruch darauf haben, grundsätzlich jedes an einer österreichischen Universität eingerichtete Studium zu beginnen und – einen entsprechenden Studienfortgang vorausgesetzt – mit dem Erwerb des akademischen Grades abzuschließen.“ (www.wissenschaftsrat.ac.at/, S. 15, 11.03.2008)

In den letzten Jahren ist man bei einigen Studienrichtungen dazu übergegangen, aufgrund der hohen Zahl an Erstimmatrikulierten Zugangsprüfungen, bzw. so genannte Knock-out Prüfungen innerhalb der ersten beiden Semester durchzuführen. Der offene Hochschulzugang wurde immer wieder in der Öffentlichkeit diskutiert, angegriffen oder verteidigt.

Der Österreichische Wissenschaftsrat antwortete darauf im Jahr 2007:„Das derzeitige System des ‚freien Zugangs‘ hat versagt. Weder ist es in Österreich gelungen, den Universitätszugang sozial gerechter zu gestalten, noch vermag das System Studierende an die ihren Neigungen und Begabungen am besten entsprechenden Studien heranzuführen.[…]Der Österreichische Wissenschaftsrat empfiehlt die Einführung von Verfahren der Zulassungsregelung in allen Studienrichtungen an österreichischen Universitäten.“ (www.wissenschaftsrat.ac.at/, S. 2, 11.03.2008)

Für Manfried Welan besteht der Freie Hochschulzugang auch dann, wenn Zulassungsregelungen in Form von Aufnahmeprüfungen und dergleichen durchgeführt werden, solange für alle die gleichen Bedingungen herrschen und der freie Zugang zu ihnen gegeben ist. (vgl.: Fragen an Manfried Welan, siehe Anhang)

Ein oft erwähntes Argument gegen Zulassungsregelungen ist immer wieder die geforderte Chancengleichheit. „Chancengleichheit bedeutet, dass allen geeigneten Studienbewerberinnen und Studienbewerbern ungeachtet ihres sozialen Hintergrunds und ihres Geschlechts der Zugang zur Universität und die Möglichkeit, ein Studium erfolgreich abzuschließen, gleichermaßen offen stehen.“ (www.wissenschaftsrat.ac.at/, S. 8, 11.03.2008). Aber, wer studiert eigentlich auf Österreichs Universitäten?

4.4. Wer sind „die Studenten“?

Laut der Statistik Austria studierten in Österreich im Wintersemester 2006/07 209.688 Studenten und StudentInnen in tertiären Bildungseinrichtungen, davon entfallen 178.317 auf die öffentlichen Universitäten. (vgl.:http://www.statistik.at/web_de/statistiken/bildung_und_kultur/formales_bildungswesen/universitaeten_studium/index.html, 12.03.2008)

In der ebenfalls von der Statistik Austria publizierten Hochschulstatistik 2005/06 wurden an Universitäten und Fachhochschulen erstimmatrikulierte Studenten des Wintersemesters 05/06 erstmals nach ihrer sozialen Herkunft befragt.„Über 9 % […] haben Eltern mit einer abgeschlossenen Hochschulausbildung. Bei 27 % hat ein Elternteil eine akademische Ausbildung. 12 % haben Eltern mit einem Bildungsabschluss auf Sekundarstufe. Etwa 5 % kommen aus einem Elternhaus mit Pflichtschulniveau. Betrachtet man die Stellung im Beruf der Eltern, so ist bei einem Viertel der inländischen Studienanfängerinnen an Universitäten sowohl Vater als auch Mutter Angestellte(r) in der Privatwirtschaft, etwa 5 % der StudienanfägerInnen kommen aus einem Selbstständigenhaushalt (einschließlich Freiberufler). 8 % der Eltern sind Beamte oder Vertragsbedienstete und nur etwas mehr als 1 % der StudienanfängerInnen kommen aus Arbeiterfamilien. Diese Ergebnisse belegen ein weiteres Mal […] den Zusammenhang zwischen sozialer Herkunft und Bildungslaufbahn.“ (http://www.statistik.at/web_de/dynamic/statistiken/bildung_und_kultur/formales_bildungswesen/universitaeten_studium/publdetail?id=135&listid=135&detail=300, S.17, 12.03.2008)

Dass Kinder aus sozial schlechter gestellten Familien in viel geringerem Maß an der Universität vertreten sind ergaben auch Forschungen der beiden Soziologen Jean-Claude Passeron und Pierre Bourdieu, durchgeführt an mehreren Universitäten in Frankreich.„Die Zugangschancen zur Universität sind das Ergebnis einer über die gesamte Ausbildungszeit wirksamen Selektion, deren Unerbittlichkeit je nach sozialer Herkunft ganz unterschiedlich ausfällt. Tatsächlich handelt es sich für die am meisten benachteiligten Klassen dabei schlicht und einfach um eine Eliminierung.“ (Bourdieu, Passeron, 2007, S.11)

In seinen ‚Empfehlungen zur Neuordnung des Universitätszugangs in Österreich‘ verweist der Wissenschaftsrat auf den Umstand, dass, obwohl heute viermal so viele Studenten pro Jahr mit einem Studium beginnen als in den 70er Jahren, sich deren Zusammensetzung bezogen auf ihre soziale Herkunft beinahe gar nicht verändert hat. Er fordert daher auf, vor allem junge Menschen aus diesen, auf den Universitäten so schwach vertretenden Schichten zu erreichen und dazu zu motivieren, ein Studium abzuschließen. (vgl.: www.wissenschaftsrat.ac.at/, S.9, 11.03.2008)

„Als ökonomisch Schwacher denkt man an die Ökonomie. Man soll rasch und früh verdienen. Eine langandauernde Bildung passt nicht zu dieser Mentalität.“ (Welan, Fragen an Manfried Welan, siehe Anhang)

5. Grenzen einzelner Hochschulanlagen untersucht an ausgewählten Referenzbeispielen

Der praktische Teil meiner Arbeit bestand darin, anhand von vier ausgewählten Universitäten als Referenzbeispiele, eine qualitative Untersuchung durchzuführen. Ziel war es, vor Ort zu beobachten, welche Arten von Grenzen die verschiedenen Universitätsgebäude von ihrer Umgebung trennen und deren Qualitäten herauszufiltern.
Das folgende Kapitel Besteht aus zwei Teilen. Einem Beschreibenden, der die einzelnen Hochschulanlagen vorstellt, und einem Analytischen. Im zweiten, analytischen Teil werden die einzelnen Faktoren, welche die Grenzen beeinflussen, noch einmal gesondert zusammengefasst und mit einem Verweis auf die jeweilige Universität dargestellt.

5.1. Beschreibung der Hochschulanlagen

5.1.1. Zur Vorgangsweise

Ausgewählt wurden ausschließlich Gebäude staatlicher Hochschulen in Österreich, also keine privaten Universitäten oder Fachhochschulen. Weiters sollten sich alle Gebäude im städtischen Raum befinden und, abgesehen von einer teilweisen Vermietung von Erdgeschoßlokalen, ausschließlich der universitären Nutzung dienen. Bei der Auswahl der Universitäten achtete ich auch darauf, möglichst Gebäude unterschiedlichen Alters und Bautypus auszuwählen. Das Hauptgebäude der Universität Wien, entstanden kurz vor der Jahrhundertwende, ist das älteste Beispiel. Das Wiener Juridicum (1974 – 1984), sowie das Freihaus der Technischen Universität Wien (1975 – 1987), wurden beide in den 70er Jahren geplant und in den 80ern, nach relativ langer Bauzeit fertig gestellt. Sie stammen beide aus der Zeit eines universitären Baubooms in Österreich. „In den sechziger Jahren bestand ein großer Raummangel. In den siebziger Jahren hat sich der Universitätsraum im Verhältnis zu früher verdoppelt. Er stieg von 400.000 m² auf 800.000." (Welan, in: Pellert, Wien, 1995, S.21)
Das Resowi-Zentrum von Günter Domenig in Graz, das einzige Nicht-Wiener-Beispiel, wurde 1996 in Betrieb genommen und ist das jüngste der vier Beispiele.

Im Rahmen der Bestandsaufnahmen suchte ich die ausgewählten Universitäten im Zeitraum von Oktober 2007 bis März 2008 mehrmals, an unterschiedlichen Wochentagen und zu unterschiedlichen Tageszeiten auf, um mir einen möglichst vielfältigen Eindruck zu verschaffen.
Mittels Stift und Papier erfolgte eine grafische Analyse der Raumsituation anhand von schnellen Skizzen. Weiters notierte ich Gedanken und Beobachtungen bei meinen Spaziergängen rund um die Universitäten auch verbal, mit Hilfe eines Diktiergerätes. Mit einer Foto-Kamera hielt ich kurzzeitige Nutzungen, Ein- und Ausblicke, Umgebung, sowie gebäudebezogene Details fest. Vor allem während der textlichen Ausarbeitung der Beispiele erwiesen sich die Fotos als eine ausgezeichnete Gedächtnisstütze.
Erster Schritt war eine phänomenologische Betrachtung der einzelnen Beispiele. Die Phänomenologie ist die Lehre bzw. Untersuchung des Phänomens als etwas Gegebenes. Man betrachtet das Gegebene, das Gesehene streng objektiv an sich und klammert persönliche Meinung, Vermutungen und Rückschlüsse aus. Ich vermied es auch Recherchen über das jeweilige Universitätsgebäude vor den ersten Besichtigungen anzustellen, um möglichst unbefangen die ersten Aufnahmen durchführen zu können. Die somit erhaltene Sammlung an

Bildern, Skizzen und Beobachtungen bildete die Grundlage für die weitere Analyse.
Die Beschreibungen der Universitäten können in drei Bereiche untergliedert werden. Zuerst beschäftigte ich mit der Umgebung, mit den externen Parametern. In welchem Bezirk befindet sich die Universität? Wie sieht die Bebauungsstruktur aus? Wie ist der Bildungsstand der Bevölkerung? Diese Fragen, und weiters auch die Frage der Anbindung an das öffentliche Verkehrsnetz werden in diesem Teil behandelt.
Danach wird ein kurzer geschichtlicher Überblick über das jeweilige Universitätsgebäude gegeben.
Der nächste Teil behandelt die baulich-räumlichen Parameter. Nach einem kurzen Steckbrief des Universitätsgebäudes werden die Eingangssituationen genauer beleuchtet. Wo befinden sich die Eingänge zum Gebäude? Wie sind die Eingänge baulich ausgebildet?
Auch die Fassade, das ‚Gesicht' mit dem das Gebäude nach außen hin kommuniziert wird beschrieben.

Der darauf folgende ‚Rundgang' beleucht das Gebäude noch einmal von allen Seiten. Beschrieben werden der unmittelbar Straßenraum, die vorherrschende Geräuschkulisse und etwaige beobachtete Nutzungen.

Beim letzten Teil der Beschreibung wird das Gesehene in den Grenzbeschreibungen mit dem Thema der Grenze in Verbindung gebracht. In Anlehnung an Walter Siebel, und seine vier Dimensionen der Grenze zwischen Öffentlichkeit und Privatheit (siehe Kapitel 3, S.31ff), unterscheide ich bei der Betrachtung der Grenzen der jeweiligen Universität drei Typen. Die Grenzen zwischen den einzelnen ‚Grenzkategorien', sind oft nicht ganz scharf zu ziehen. Die einzelnen Kategorien verzahnen sich, beeinflussen einander, und sie können, obwohl als einzelne Punkte beschrieben, auf keinen Fall vollkommen getrennt voneinander betrachtet werden.

Die juristische Grenze – stellt die Frage nach den Besitzverhältnissen. Wo verläuft die Grundstücksgrenze? Ist diese im Raum erkenntlich, vielleicht sogar verstärkt hervorgehoben, oder aber verläuft der Übergang zwischen öffentlichem Straßenraum und Grundstück der Universität gleichmäßig und ohne Akzentuierung?

Die räumlich-symbolische Grenze – beschäftigt sich sowohl mit dem Baukörper an sich, als auch mit dessen Einbindung in die Stadtlandschaft. Ist die Fassade transparent und schafft somit einen visuellen Kontakt zwischen Innen und Außen, oder ist sie eher uneinsichtig, und verbirgt ihr Innenleben vor dem Passanten? Wo öffnet sich das Gebäude nach Außen hin? Schafft es Raum für etwaige Nutzungen? Wie gestaltet sich die Grenze zum Stadtraum?

Die sozio-funktionale Grenze – wird sehr stark bestimmt durch die räumlich-symbolische Grenze, sowie durch die unmittelbare Umgebung. Sie umreißt die Grenze der Nutzungen. Universitäres Leben fließt aus dem Baukörper heraus, umspült ihn, vermischt sich irgendwann mit dem öffentlichen Leben der Straße. Die sozio-funktionale Grenze ist im Vergleich zu den beiden vorher erwähnten Grenzkategorien, die am wenigsten klar Ziehbahre. Nutzungen und deren Grenzen sind temporär und überdauern manchmal nur einen Zeitraum von wenigen Sekunden. Im Fall der Universität transportieren sie allerdings wichtige Informationen nach außen. Sie informieren den/die unbeteiligten PassantInnen über die Nutzung des Gebäudes, darüber, welche Menschen hier lernen und lehren.

Abb.5: Nutzungsspuren

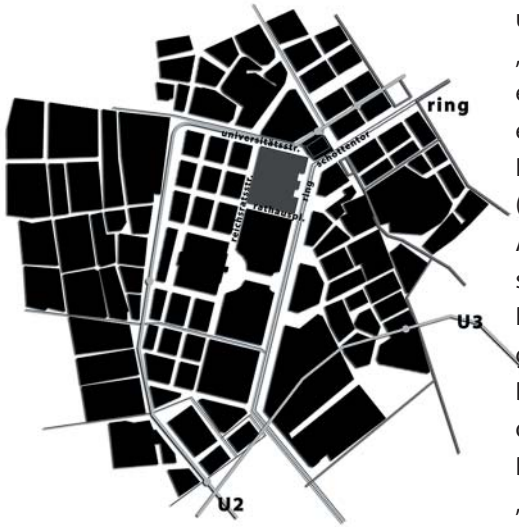
5.1.2. Hauptgebäude Universität Wien _ Dr.-Karl-Lueger-Ring 1, 1010 Wien

5.1.2.1. Bezirk

Bezirksfläche in ha	301,0
Bezirksfläche nach Nutzungsarten (in Prozent)	
Verkehrsfläche	41,5
Baufläche	47,4
Parkanlagen und Wiesen	10,2
Gewässer	1,0
Wohnbevölkerung	17.221
Durchschnittsalter der Bevölkerung (in Jahren)	46,3
Bevölkerungsdichte 2006 (Einwohner/-innen pro ha)	57
Wohnbevölkerung nach Bildungsstand (2001, in Prozent)	
Pflichtschule	26,7
Lehre und berufsbildende mittlere Schule	19.9
Matura	21,7
Kolleg, Fachhochschule, Akademie, Universität	31,7
Art der Gebäude (2001, in Prozent)	
Wohngebäude mit 1 bis 2 Wohnungen	2,0
andere Wohngebäude	49
Nicht-Wohngebäude	49

(MA 5 – Finanzwirtschaft, Haushaltswesen und Statistik, 2007, S. 400f)

Der erste Wiener Gemeindebezierk gehört zu einem der dichtest bebauten Bezirke der Stadt. Auffallend ist der hohe Anteil an Nicht-Wohngebäuden.



5.1.2.2. Umgebung

Das Hauptgebäude der Universität Wien befindet sich am Dr.-Karl-Lueger Ring, im ersten Wiener Gemeindebezirk. Die Ringstraße, sowie deren Bauten waren Teil der ersten großen Stadterweiterung Wiens. Im Jahr 1857 wurde unter Kaiser Franz Joseph der Beschluss gefasst, die Befestigung Wiens zu schleifen um der Stadt den notwendigen Wachstumsraum zu geben. Durch Schleifung der Stadtmauern setzte ein „radikaler Entwicklungsschub (ein), der im Bau der Wiener Ringstraße resultierte." (Lippitsch, 2007) Das ehemalige Glacis, das als Schussfeld bei eventuellen Belagerungen laut kaiserlichem Befehl von 1558 auf eine Distanz von 50 Klafter (95 m) von Bebauung freizuhalten war wurde parzelliert und die Grundstücke an Private verkauft.
(vgl.: http://aeiou.iicm.tugraz.at/aeiou.encyclop.g/g424164.htm, 17. 02. 2008)
Auf diese Weise finanzierte man den Bau der Ringstraße sowie den der Prachtbauten. Die Grundstücke waren sehr begehrt, wer etwas auf sich hielt, baute direkt an der Ringsstraße oder in den angrenzenden Vierteln. Die Parzellierung des ersten Wiener Erweiterungsgebietes erfolgte in einem strengen, ökonomisch bedingten gründerzeitlichen Raster. „Der Raster ist ein uraltes Ordnungsprinzip für die Stadt." (Hiesmayr, 1996, S. 15) Dieses Raster ist auch in der Bebauungsstruktur hinter dem Hauptgebäude der Universität, die sich auf dem ehemaligen Gelände eines Militärexerzierplatzes befindet, sehr gut zu erkennen. Von der eigentlichen Befestigungsanlage blieben lediglich Teile der Mölkerbastei erhalten.
„Die Wiener Ringstraße ist die Sequenz, Momentaufnahme und Bewegungsfrequenz der bürgerlichen Gesellschaft im Wandel der Generationen. Weniger einzelne Viertel als vielmehr Zonen prägen ihr Gesamtbild mit seitlich angelegten Plätzen und besonderen Orten. Monumentalarchitektur mit Gebäuden öffentlicher Repräsentation, gehobene Wohnbebauung und Mietpalais definieren sie als Nobelwohnzone ohne Zentrum. Der gesamtstädtische öffentliche Raum bestimmt die Bewegung und Wahrnehmung, die sich immer neu abspult und öffnet. Sie ist eine Straße der großen Erzählungen sowie Verbindungs- und Trennlinie zur historischen Innenstadt, einer sich ausbreitenden Großstadt im 19. Jahrhundert. Sie veranschaulicht die Großstadtwerdung in der Gründerzeit." (Lippitsch, Standard Album, 2007)
Bezogen auf den öffentlichen Verkehr, kann das Schottentor, das an die Universität grenzt, als Hotspot innerhalb der Stadt verstanden werden. Mit 10 Straßenbahnlinien, einer U-Bahn und einer Buslinie bildet es einen der größten Verkehrsknotenpunkte der Stadt. Im Jahr 1960 wurden eine obere und eine untere Schleifenanlage angelegt, die, aufgrund ihrer Form im Volkmund auch als Jonas-Reindl bezeichnet wird, benannt nach dem, zum Zeitpunkt ihrer Errichtung amtierenden Wiener Bürgermeisters Franz Jonas. Die Fußgängerpassage, mit Geschäftslokalen, ermöglicht eine Querung unter der Ringstraße hindurch. Vom oberirdischen, überdachten

Bereich der Straßenbahnstationen, öffnet sich eine Platzsituation hin zur Universität.
(vgl.: Sachslehner, 1998, S.218)

5.1.2.3. Exkurs - Geschichte des Universitätsgebäudes am Ring

Abb.6: Rudolf Alt/Heinrich von Ferstel: Ansicht des Universitätsgebäudes, 1873, Präsentationsblatt für die Wiener Weltausstellung

Gründungsvater der Universität Wien im Jahre 1365 war Herzog Rudolf IV, dessen erklärtes Ziel der Ausbau Wiens zu einem kulturellen, wirtschaftlichen und politischen Zentrum war. Die Universität, zu diesem Zeitpunkt noch beheimatet an ihrem alten Standort inmitten des ersten Wiener Gemeindebezirks gewann sehr rasch an Bedeutung. Im 15 Jhd. wies sie die höchste Studentenzahl des römisch-deutschen Reiches auf.
Heute gilt die „Alma Mater Rudolphina Vindobonensis" als eine der ältesten, durchgehend bestehenden Universitäten im deutschsprachigen Raum.

Das Hauptgebäude der Universität Wien, am jetzigen zweiten Stadort, am Dr. Karl Renner Ring wurde zwischen 1873 und 1884 auf dem ehemaligen Militärparadeplatz, nach den Plänen des Architekten Heinrich von Ferstel, der auch die Votivkirche geplant hatte, gebaut. Ferstel ist ein Vertreter des österreichischen Historismus.
Der neue Standort der Universität verfügte durch seine Lage im neu bebauten Gebiet an der Ringstraße über eine weitaus großzügigere Freiraumsituation als zuvor inmitten des ersten Bezirks. (vgl.: Mühlberger, Maisel, www.univie.ac.at/archiv/rg/inhalt.htm, 24.10.2007)

Abb.7: Der Franzensring mit den in Bau befindlichen Gebäuden des Parlaments, des Rathauses und der Universität, 1882

Das Hauptgebäude befindet sich stilgeschichtlich im strengen Historismus (1870 – 1885), welcher sich im Gegensatz zu seinem Vorläufer, dem romantischen Historismus, vor allem durch die Bemühung auszeichnet das kunsthistorische Formvokabular korrekt und unverfälscht wiederzugeben. Beim romantischen Historismus kam es immer wieder zu einer architektonischen Vermischung mit nicht stilgerechten Elementen. Man spricht daher auch von einer subjektiven Interpretation der jeweiligen Stilrichtung.

Auch schrieb der Historismus verschiedenen Funktionen unterschiedliche Baustile vor. So wurden beispielsweise Kirchen bevorzugt im gotischen oder romanischen Stil gebaut, Theater im barocken, und Bürgerhäuser und Banken im Renaissance-Stil gebaut. (vgl.: http://deu.archinform.net/stich/1678.htm#.C3.96sterreich_und_L.C3.A4nder_der_Donaumonarchie, 24.10.2008)

Der bevorzugte Stil des bereits oben erwähnten strengen Historismus, dem auch das Hauptgebäude der Universität Wien zuzuordnen ist war die Neorennaisance. Da die Renaissance gemeinhin als Blütezeit der Künste galt, wurde die Neorennaisance beliebter Baustil bei Museen, Opern und Universitäten.

Dem repräsentativen Effekt der Gebäude wurde gegenüber der Funktionalität viel mehr Gewicht beigemessen. Heinrich von Ferstel´s Entwurf wurde bereits von Zeitgenossen sehr kritisch betrachtet. Der riesige Baukörper konnte das eigentliche Raumkonzept, nämlich alle Universitätseinrichtung unterzubringen, von Anfang an nicht erfüllen. Und das trotz seiner monumentalen Ausmaße (161 mal 133 Meter), mit denen er sogar das benachbarte Rathaus an Fläche übertraf.
Im Jahr 1884, als das Hauptgebäude eröffnet wurde zählte die Universität Wien 5.721 Hörer. Die Zahl stieg innerhalb kurzer Zeit auf rund 10.000 im Jahr 1918. Während des zweiten Weltkrieges sank die Zahl der Hörer rapide ab und erreiche mit 3446 ihren Tiefststand. Der Anteil der weiblichen Hörer stieg zu jener Zeit auf über 50 %.
Nach dem Krieg schnellten die Studentenzahlen in die Höhe. Heute sind auf der Universität Wien rund 63.000 Studenten in den ca. 130 Studienrichtungen eingeschrieben. Die Universität und ihre Einrichtungen verteilen sich auf über 60 Standorte in ganz Wien.
(vgl.: Mühlberger, Maisel**,** www.univie.ac.at/archiv/rg/inhalt.htm, 24.10.2007)

5.1.2.4. Baulich – räumliche Parameter

Steckbrief

Bebaute Grundfläche	21.413 m²
Nutzfläche	39.190 m² (gemäß ÖNORM B 1800)
Bauzeit	11 Jahre (1873 – 1884)
Alter	123 Jahre
Baustil	strenger Historismus
Architekt	Heinrich von Ferstel

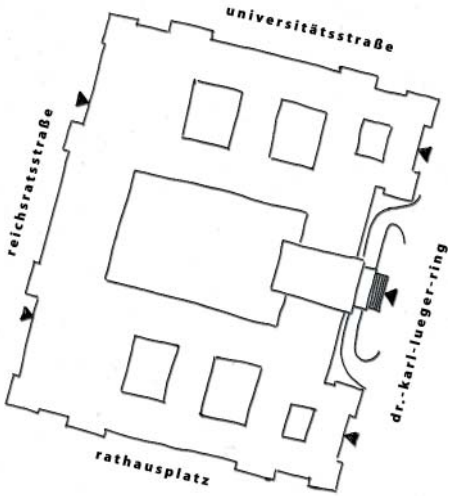
Eingänge/ Erdgeschoßzone

Der Haupteingang der Universität Wien liegt am Ring, genauer gesagt ca. 3 Meter über dem Ringstraßenniveau. Man erreicht ihn entweder zentral, über 20 Stufen, oder über die sich jeweils links und rechts des Haupteinganges hinaufschwingenden Rampen. Die Aufgänge zu beiden Rampen sind jeweils mit einer ca. hüfthoch gespannten Kette versperrt. Die Kette befindet ist gespannt zwischen zwei rot-weißen, fix montierten Metallstehern. Es gibt zu beiden Seiten genügend Platz, damit Fußgänger vorbeigehen können und über die gepflasterte Rampe das Portal des Haupteinganges erreichen können.

Zu beiden Seiten des Haupteinganges erschließt jeweils ein ebenerdiger Nebeneingang die seitlichen Höfe des Universitätsgebäudes. Die großen Flügeltore stehen den ganzen Tag offen. Diese Eingänge können auch mit Pkw´s befahren werden. Über die Höfe werden die seitlichen Universitätstrakte erschlossen. Der Seiteneingang, der sich zum Schottentor hin orientiert führt über einen Hof direkt zum größten Vorlesungssaal der Universität Wien, dem Audi Max.

Sowohl in der Universitätsstraße als auch auf der gegenüberliegenden Seite, dem Rathausplatz, gibt es jeweils ein großes hölzernes Flügeltor. Bei den Begehungen waren diese jedoch immer verschlossen.

Auf der Rückseite des Universitätsgebäudes in der Reichsratsstraße befinden sich zwei Eingangstüren. Beide sind auffallend kleiner als die übrigen Eingangstüren des Gebäudes. Die sich näher bei der Universitätsstraße befindende Tür wird relativ stark frequentiert. Sie führt zum KORA, dem Kommunikationsraum der Studentenvertretung Geschichte. Die zweite Eingangstür auf dieser Seite, sie befindet sich näher beim Rathausplatz, führt zur Wirtschaftsabteilung der Uni. In den Erdgeschoßzonen gibt es keine Geschäftslokale. Die Räumlichkeiten hier werden zum größten Teil als Büros genutzt.



Fassadengestaltung

Wie bereits oben erwähnt befindet sich das Hauptgebäude der Universität Wien stilgeschichtlich im strengen Historismus. In der Fassade des Gebäudes spiegelt sich der Stil der Neorenaissance wieder, einem vor allem für Opern, Museen und Universitäten beliebter Stil.

Die Fassade zitiert typische, in der Renaissance beliebte antikisierende Motive wie Kapitäle, Pilaster oder Säulen. Auffällig ist auch die markante nachgeahmte Rustifizierung im Sockelgeschoss des Universitätsgebäudes.

Rustika oder auch Bossenwerk ist die Bezeichnung für ein Mauerwerk bestehend aus, nur an der Stirnseite grob behauenen, bossierten Steinquadern. Es fand ursprünglich von der frühen Renaissance bis zum späten Barock sehr weite Anwendung und sollte dem Gebäude einen trutzig-wehrhaften Charakter, ähnlich dem einer Burg vermitteln. (vgl.: http://de.wikipedia.org/wiki/Bossenwerk, 10.2.2008)

5.1.2.5. Rundgang

Rathausplatz

Rathausplatz

Verkehr

Mehrspurige Seitenstraße mit Einbahnregelung. Es wird beidseitig geparkt, wobei die Parkspur längs dem Rathauspark von Bussen verwendet wird.

Lautstärke

Dominant ist hier vor allem der Verkehrslärm vom Gürtel, aber auch von der Reichsratsstraße.

Mobiliar

Gegenüber den bereits erwähnten Fahrradabstellplätzen befindet sich ein Buswartehäuschen. An der Kreuzung Rathausplatz/Ratsreichsstraße befindet sich mitten am Gehsteig eine fix montierte Werbefläche der Firma Gewista.
Entlang des hervorkragenden Gebäudekörpers bis hin zur Ecke Rathausplatz/Reichsratstraße liegen die Fenster unter dem Gehsteigniveau. Ein Eisengeländer mit Betonstützen dient als Absturzsicherung.

Nutzungen

Aufgrund der verspringenden Gebäudekante variiert die Gehsteigbreite. An der Ecke Rathausplatz/Ring wurde die verbreiterte Gehsteigfläche dazu genutzt Fahrradabstellplätze einzurichten.

Fußgängerbereich in der Reichsratsstraße

Reichsratsstraße

Wie bereits oben erwähnt gibt es hier zwei offene Eingangstüren.
Der Gehsteig entlang der Hauptuniversität hat maximale Breite von fünf Metern. Im mittleren Teil, wo das Gebäude nach vor springt reduziert sich die Breite auf ca zwei Meter. Zwischen dem Gehweg und der Reichratsstraße verläuft ein ca. 5 m breiter Rasenstreifen. Auf dessen, dem Gehsteig zugewandten Seite steht eine Reihe heisterförmiger Linden. Der Pflanzstreifen orientiert sich an den Fluchtlinien des Gebäudes. Es gibt drei Durchbrüche. Einen auf der zentralen Achse des Gebäudes und jeweils einen gegenüber den Eingangstüren. Auf der Reichsratsstraße gilt Einbahnregelung. Die gegenüberliegenden Gebäude haben Arkadengänge und beherbergen Geschäfte und Lokale in ihren Erdgeschoßzonen. An der Ecke Universitätsstraße/ Reichsratsgasse befindet sich ein beliebtes Studentencafe. Von dieser Straßenseite aus ist

der Gehsteig entlang des Universitätsgebäudes aufgrund der niedrig astenden Linden nahezu uneinsichtig. Kommt man vom Rathausplatz steht mitten am Gehsteig längs der Universität eine fix montierte Gewista-Werbetafel. Vor den Eingangstüren befinden sich Fahrradabstellplätze. Vor der Eingangstür zum KORA steht ein Aschenbecher.

Reichsratsstraße

Verkehr

Die relativ stark befahrene Reichsratsstraße verläuft entlang der Rückseite der Universität. Sie ist eine Nebenfahrbahn mit Einbahnregelung in Richtung Rathaus. Geparkt wird beidseitig.

Lautstärke

Auch hier dominiert der Verkehrslärm die Geräuschkulisse.

Nutzungen

Vor beiden Eingangstüren stehen Fahrradabstellplätze, die beide intensiv genutzt werden. Vor allem vor der Eingangstür zum KORA stehen immer wieder Menschen um zu rauchen, zu plaudern. Bei allen Besuchen war die Personenanzahl die die Tür zum KORA nutzt weitaus höher als jene beim zweiten Seiteneingang.

Universitätsstraße

Universitätsstraße

Auf dieser Seite des Hauptgebäudes gibt es keine Fenster die unter dem Gehsteigniveau liegen. Von hier aus blickt man bis zur Votivkirche und den sie umgebenden Park.

Auf dem Gehsteig befinden sich Fahrradabstellplätze. Geht man in Richtung Ring weitet sich der Gehsteig zu einer Platzsituation auf. Die Straßenbahn von der Universitätsstraße durchläuft die Fußgängerfläche weiter in Richtung Station Schottentor.

Eine Litfersäule mit inkludiertem Infopoint der Stadt Wien, eine Nachtbushaltestelle und mehrere Fahrradabstellplätze, die teilweise überdacht sind, bilden eine Art Tor zu dieser Fußgängerfläche. Linkerhand führen die Straßenbahnschienen weiter zur überdachten Haltestelle Schottentor, einem zentralen Verkehrsknoten am Ring. An der Ecke der Universität steht (zumindest zum Zeitpunkt der Aufnahmen) ein Maroniverkäufer.

Verkehr

Der Gehsteig grenzt an eine Nebenfahrbahn mit Einbahnregelung in Richtung Schottentor. Es wird beidseitig geparkt. Der darauf folgende dichte Pflanzstreifen, ebenfalls mit Büschen und Acer pseudoplatanus bepflanzt

Fahrradabstellplätze in der Universitätsstraße

stellt eine visuelle Barriere zur vielbefahrenen Universitätsstraße da.

Lautstärke

Obwohl die Nebenfahrbahn nicht so stark befahren ist, es handelt sich vielmehr um Zufahrt und Abfahrt, da sie hauptsächlich zum Parken genutzt wird, ist auch hier der Verkehrslärm dominierend. Vor allem von der mehrspurigen Universitätsstraße, die weiter in die Alser Straße einmündet, hört man den Verkehr.

Nutzungen

Auf dieser Seite des Universitätsgebäudes ergibt sich nur einmal eine Gehsteigaufweitung aufgrund der verspringenden Gebäudekante. Hier befindet sich eine Fahrradabstellmöglichkeit, die zumindest zur Zeit der Aufnahmen im Vergleich zu den anderen Fahrradparkplätzen weitaus weniger genutzt wurde. Der einzige Zugang auf dieser Seite ist versperrt und wenn man sich am Gebäude entlang bewegt, deutet eigentlich nichts darauf hin, dass es sich um eine Universität handelt.

Ring

Die repräsentative Vorderfront des Hauptgebäudes der Universität Wien orientiert sich zum Ring. Wie bereits oben erwähnt befindet sich hier, der über dem Straßenniveau liegende Haupteingang mit den zu beiden Seiten befindlichen Rampen, sowie zwei weitere Eingänge.

Gleich neben dem Hauptgebäude befindet sich mit der Station Schottentor ein sehr wichtiger Verkehrsknotenpunkt der Wiener Linien. Hier laufen auf zwei Ebenen mehrere Straßenbahnlinien zusammen, sowie, noch zusätzliche Ebene tiefer, die Linie U2. Auf der unterirdischen Plattform der Straßenbahn, die als Verteiler zu den einzelnen Auf- und Ausgängen funktioniert, befinden sich diverse Imbissshops, vom Pizzaverkäufer bis hin zu Café, Buchhandlung und Drogeriemarkt.

Auch im oberirdischen, teilweise überdachten Stationsbereich befinden sich ein Imbissstand und eine Trafik. In Richtung des Hauptgebäudes öffnet sich von hier ausgehend eine kleine Platzsituation. Die Fußgänger können hier unterschiedliche Richtungen einschlagen. Entlang des Ringes an der Hauptuniversität einlang, direkt auf die Universität zu oder in Richtung Universitätsstraße.

Vor der Hauptuniversität stehen Infostände von diversen Zeitungen oder Studentenparteien. Zwischen Kolpoteuren und Flyer-Verteilern herrscht reges Treiben. Sehr stark frequentiert werden der nahe dem Schottentor gelegene Nebeneingang in Richtung Hof und Audi Max sowie der Haupteingang und die sich links von ihm befindende Rampe. Dementsprechend hoch ist hier auch die Dichte an Kolpoteuren, Infoständen und Flyer-Verteilern.

Die Universität am Ring

Die beiden Rampen zum Haupteingang beschreiben einen großzügigen Bogen und umschließen jeweils einen kleinen Raum, eine Art Vorplatz zu beiden Seiten der Haupttreppe. Auf der gesamten Länge dieser Bögen verläuft eine steinerne Sitzbank.
Vor beiden Seiteneingängen befinden sich nicht überdachte Fahrradabstellplätze.
Entlang der Vorderfront des Gebäudes verläuft eine Zufahrtsstraße, mit beidseitig erlaubtem Parken die kurz vor dem Seiteneingang Audi Max endet.
In Richtung Ring folgt auf die Zufahrtsstraße ein etwas erhöht liegender, mit Randsteinen eingefasster Pflanzstreifen, bepflanzt mit Bergahornen und Platanen. Unregelmäßige Durchbrüche schaffen Verbindungen zu dem darauf folgenden Ringgehsteig, der seinerseits von der Fahrbahn wieder getrennt wird durch einen, diesmal druchgehenden Pflanzstreifen. Beim vergleichenden Betrachten der beiden Pflanzstreifen fällt auf, dass auf dem universitätsnäheren, abgesehen von einigen wenigen Stellen rund um die Baumstämme, kein Gras wächst.
Dieser Streifen nimmt auch einen großen Teil der Infrastruktur, wie Laternen, Litfaßsäulen undTelefonzellen auf. Er wird temporär als Fahrradabstellplatz und Verkaufsfläche genutzt.

Verkehr
Abgesehen von einigen wenigen Autos die gelegentlich über die Seitentore in die Universität fahren oder vor der Haupttreppe Ladetätigkeiten verrichten ist die Zufahrtsstraße zur Universität sehr ruhig. Parken ist beidseitig erlaubt.
Der Ring ist eine der Hauptverkehrsadern der Stadt und sowohl für Auto-, Rad- und Öffi-Fahrer eine sehr wichtige Drehscheibe.

Lautstärke
Sicherlich dominierend was die Geräuschkulisse hier angeht ist der Verkehr am Ring. Man hört immer wieder das Klingeln der Straßenbahn. Näher bei der Universität, vor allem rund um die Eingänge werden nehmen die menschlichen Geräusche wieder überhand. Man hört einen dichten Teppich aus Fußgetrappel, Gemurmel und Plauderei.

Die Freitreppe zum Haupteingang

Flyerverteilerin

Nutzungen

Im Gegensatz zu den anderen Seiten des Gebäudes ist an der Vorderfront zum Ring hin immer viel los. Vor allem auf der großzügigen Haupttreppe und unter dem Portal wird gewartet, geplaudert, Kaffee getrunken oder geraucht. Man sitzt einige Meter über dem Straßenniveau des Rings und kann das Treiben unter einem von der Ferne aus beobachten.

Die beiden kleinen von den Rampen umschlossenen Treppen werden ebenfalls gern genutzt. Integrierte, die gesamte Länge der Stützmauer folgenden Sitzgelegenheiten laden zum Rasten ein. Hier befindet man sich wieder auf Straßenniveau. Ein mit Randsteinen gepflasterter Niveausprung im Übergang zwischen Gehsteig und Plätzchen deutet darauf hin das man sich nun bereits auf dem Gelände der Universität Wien befindet.

Eine der Hauptbewegungsachsen hier liegt zwischen Haupteingang bzw. Seiteneingang zum Audi Max und der Station Schottenring. An der Engstelle vor dem Seiteneingang zum Audi Max verdichten sich Wartende, PassantInnen, FlyerverteilerInnen, KolpoteurInnen und Infostände diverser Studentenorganisationen und Printmedien.

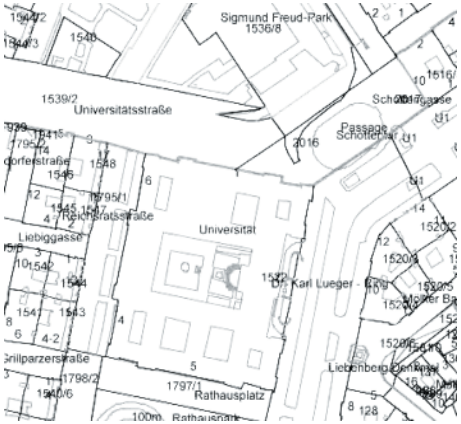


Abb.8: Grundstücksgrenzen des Universitätsgebäudes Auszug aus der digitalen Katastralmappe (DKM)

vor dem Eingang zum Audimax - Hof

5.1.2.6. Grenzbetrachtungen

Juristische Grenzen

Aufgrund der gründerzeitlichen Blockrandbebauung ist die Gebäudekante meist analog mit der Grundstücksgrenze. Mit Ausnahme der zum Ring hin orientierten Vorderseite des Gebäudes, docken alle anderen Außenmauern des Gebäudes direkt an den Gehsteig an.
Der nebenstehende Ausschnitt aus der digitalen Katastralmappe zeigt den Verlauf der Grundstücksgrenzen. Nur an der Vorderseite, wo sich der Haupteingang befindet verläuft die Grundstücksgrenze nicht gleich mit der Gebäudekante. Im Raum ist diese Grenze auch baulich markiert. Die Rampen zum Haupteingang unterscheiden sich in ihrem Bodenbelag, einem Kleinsteinpflaster, von den umliegenden Oberflächen. Die Grenze zwischen Gehsteig und den, von den Rampen umschlossenen Aufenthaltsräumen zu beiden Seiten der Haupttreppe, zeichnet ein Bordsteinkante nach.

Räumlich-Symbolische Grenzen

Begibt man sich auf einen Rundgang rund um das Hauptgebäude der Universität Wien, so fällt auf, dass, mit Ausnahme der zum Ring orientierten Vorderseite, das Gebäude zu dem ummittelbarem Außenraum so gut wie gar nicht in Kontakt tritt. Hinter den Fenstern, die vom Gehsteig aus einsichtig sind, befinden sich größtenteils Büroräume. Es ergibt sich fast nie die Gelegenheit einen Blick in das Innere zu erhaschen. Neugierige Blicke werden mit Hilfe von Milchglasscheiben, Rollos, Sperrholzplatten, Spiegelfolien und vielem mehr abgehalten. Eine Kommunikation zwischen Innen und Außen kommt nicht zustande, das Gebäude verrät dem Passanten nichts über seine Nutzung. (siehe Bildessay S.58)

Nur an der Vorderseite zum Ring öffnet sich das Gebäude merklich. Es ergibt sich auch hier nicht die Möglichkeit ins Innere zu Blicken. Der Universitätsalltag vermittelt sich aber nach außen über die vielen Studenten, die sich hier vor der Universität aufhalten, die Stiege zum Haupteingang und auch die von den Rampen umschlossenen ‚Aufenthaltsräume' nutzen.
Wie bereits erwähnt stehen die Türen der drei Eingänge zum Hauptgebäude tagsüber immer offen.
Der Haupteingang wurde im Zuge der Sanierung von Hauptaula, Seitenaula und Arkaden neu gestaltet. Die Fertigstellung erfolgte im September 2006.
Konzept der Architekten Roger Baumeister, Bernhard Brus und Hans Zeiner ist das einfügen einer neuen modernen Schicht in das unter Denkmalschutz stehende Gebäude von Ferstel.

Haupteingang der Universität Wien

Thema war auch der Haupteingang. Durch seine Anhebung auf das Niveau der Hauptaula wurde er behindertengerecht adaptiert.
„Alle BenutzerInnen und BesucherInnen des Hauptgebäudes" sollen die Aula durch denselben Eingang erreichen können, bisher konnte man als RollstuhlfahrerIn nur durch die Seiteneingänge in das Gebäude kommen." (Johann Jurenitsch, www.dieuniversität-online.at/beitraege/news/neugestaltung-von-aulu-und-arkadenhof-im-hauptgebäude/68/neste/2html, 17. 02. 2008)
Betritt man die Aula, die sich im Hochparterre befindet, durch den Haupteingang steht man nun zuerst in einem länglichen Glaskubus. Dieser Windfang soll es ermöglichen die Eingangstüren der Universität auch im Winter offen zu lassen, und trotzdem ein angenehmes Klima in der Aula zu erhalten. Entlang der Reichsratsstraße, wo der Gehsteig merklich breiter wird und ihn die heisterförmigen Linden etwas zur Straße hin abschirmen, wird auch der öffentliche Gehsteigraum von Studierenden und Angestellten der Universität als erweiterter Freiraum genutzt. Ebenso wie die immer wieder vorkommenden Gehsteigerweiterungen entlang des Rathausplatzes und der Universitätsstraße, wo sich, von Universitätsbesuchern stark genutzte Fahrradabstellmöglichkeiten befinden.

Freitreppe zum Haupteingang

Baulich-Funktionale Grenzen

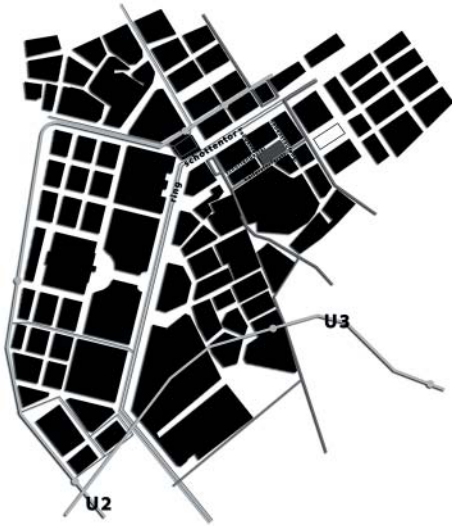
Wie bereits erwähnt dringt das Universitätsleben nur an der Vorderseite der Hauptuniversität zum Ring hin und an der Rückseite zur Reichratsstraße merklich aus dem Baukörper heraus.
In der Reichratsstraße ist es der Gehsteigbereich vor dem Eingang zum KORA, den sich Studenten und Studentinnen, sowie MitarbeiterInnen der Universität kurzfristig aneignen, sei es für die Länge einer Zigarette, eines Kaffees oder eines Gesprächs mit Kollegen und Kolleginnen.
Vor dem Haupteingang sitzen StudentInnen auf der Freitreppe oder im Bereich der Rampen und beobachten das bunte Treiben am Ring. Es scheint, das sich der Fluss von StudentInnen und MiterarbeiterInnen der Universität vor allem in Richtung Schottentor zieht, der mit der Universität über eine kleine Platzsituation verbunden ist. Wie bereits erwähnt sind auch hier unterschiedlichste Nutzungen, bedingt durch die Menge an StudentInnen zu finden. Beobachtet wurden beispielsweise FlyerverteilerInnen und ZeitungsverkäuferInnen.

Bildessay_Einblicke

5.1.3. Juridicum Wien_Schottenbastei 10 – 16, 1010 Wien

5.1.3.1. Bezirk

Da sich das Juridicum ebenso wie das Hauptgebäude der Universität Wien im ersten Wiener Gemeindebezirk befindet möchte ich an dieser Stelle auf die Beschreibung des ersten Bezirks auf Seite 45 verweisen.



5.1.3.2. Umgebung

Das Gebäude der Juridischen Fakultät Wien, auch Juridicum genannt, befindet sich im ersten Wiener Gemeindebezirk, in der Nähe des Schottenrings. Wie das bereits erwähnte, in unmittelbarer Nähe befindliche Hauptgebäude der Universität Wien, befindet sich auch das Juridicum auf dem Gelände des ehemaligen Glacis, dem ehemals freizuhaltenden Schussfeld vor der Stadtmauer Wiens, dass schließlich mit dem Schleifen der Stadtmauer und dem darauf folgenden Bau der Ringstraße zum Stadterweiterungsgebiet wurde. (siehe S. 46f) „Die Gliederung und Dimension der Ringstraße bestimmte die Logistik des Militärs. Das Militär gab nur unter dem Druck des aufkommenden Liberalismus das gesamte Glacis zur Bebauung frei.“ (Hiesmayer, 1996, S. 14).

Auch in der Umgebung des Juridicum herrscht, wie rund um die Universität, die gründerzeitliche Blockrandbebauung in strengem Raster vor.

In den umliegenden Gebäuden befinden sich größtenteils Wohnungen und Büros. Nur wenige Erdgeschoßzonen werden gewerblich genutzt.

Abb.9: Grafische Ansicht des Juridiucms

5.1.3.4. Geschichtliches zum Juridicum

Anfang 1968 konnte die Liegenschaft der Firma Semperit vom Bund für die Universität Wien erworben werden. Die darauf befindlichen acht „Semperithäuser" sollten ursprünglich adaptiert und der Universität zur Verfügung gestellt werden. Da es sich herausstellte, dass die Häuser für diese Zwecke nicht geeignet waren, entschied man sich für einen Neubau.

Von der Juridischen Fakultät bestimmt, wurde Professor Günther Winkler zum Baubeauftragten. 1970 wurde der Architekt Ernst Hiesmayr mit der Planung beauftragt.

Für Hiesmayr war die architektonische Planung insofern eine Herausforderung, als das er in einem historischen Ambiente wie dem ersten Bezirk, auf einer sehr kleinen Grundfläche von nur 2.600 m² ein Maximum an Nutzfläche (ca. 22.000 m²) schaffen sollte. Zu berücksichtigen war auch die Höhe der umliegenden Bauten. Der Baubeginn war im Jahr 1974. Aufgrund finanzieller Engpässe kam es immer wieder zu Baustopps und Verzögerungen. Das Gebäude wurde im März 1984 fertig gestellt.

Das Juridicum beherbergt neben Mensa, Café, Seminarräumen, ÖH-Verwaltung und einer Leihbibliothek, sieben Institute, sowie Räumlichkeiten für Dekanat und Verwaltung. Weiters befinden sich hier eine Tiefgarage und zwölf Hörsäle, für ca. 1.500 Studierende.

(vgl.: Schübl, 2005, S.154 – 156)

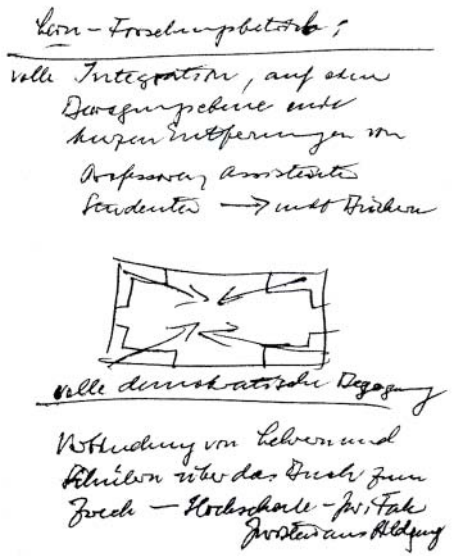


Abb.10: die entwurfsausschlaggebende Anregung von Prof. Günther Winkler

Abb.11: Ideenskizze von Prof. Leopold Gerstl

5.1.3.5. Baulich – räumliche Parameter

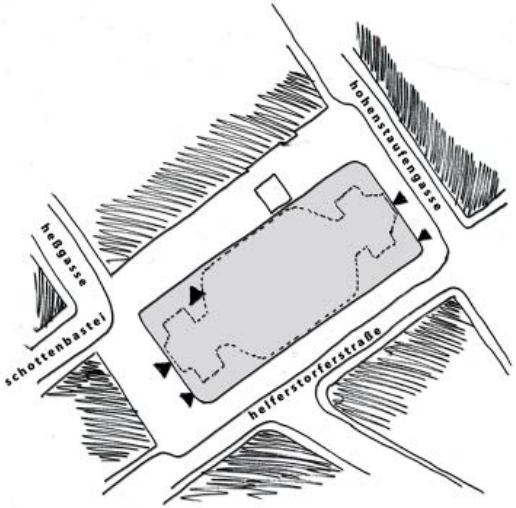
Steckbrief

Gebäudehöhe	39 m
Bebaute Grundfläche	2.600 m²
Nutzfläche	26.570 m²
Bauzeit	1974 - 1984
Architekt	o. Prof.Dipl.-Ing.Dr. Ernst Hiesmayr

Schon sehr früh in der Planungsphase stand fest, dass das Gebäude der Juristischen Fakultät ein möglichst offenes und transparentes werden sollte.
Hiesmayer wollte bewusst einen Kontrast zu den umliegenden Gründerzeitbauten des 19. Jahrhunderts setzten, die er durch ihre hohen Sockelzonen und ihren monumentalen Charakter als abweisend und unfreundlich bezeichnete. Weiters kritisierte er die rasterförmige Anordnung der Baublöcke in dem sich der Bauplatz des Juridicum befand. Die Fortbewegung im rechten Winkel entspräche nicht der Natur des Menschen, der immer bestrebt sei, den kürzesten Weg zwischen zwei Punkten zu finden, anstatt mühsam des Öfteren ums Eck gehen zu müssen.
Aus diesem Grund beschloss Hiesmayr vor allem bei der Planung des Erd- und des ersten Obergeschoßes das orthogonale System zu verlassen.
Der entscheidende Anreiz zum funktionellen Konzept kam von Professor Winkler. „Er postulierte die demokratische Begegnung von Lehrer und Schüler beim Buch“ (Hiesmayr, 1996, S.17)
Das Gebäude sollte vom Boden abgehoben werden, und im Erdgeschoßbereich frei für Fußgänger bleiben. Hismayr entschied sich für eine so genannte „Hängekonstruktion“, anstatt der üblichen Stahlskelettbauweise um auf engstem Raum ein Maximum an Nutzfläche zu erzielen und gleichzeitig dunkle Räume zu verhindern und natürlich Belichtung bis in das Erdgeschoß zu ermöglichen. Aus dem Unterschoß streben vier, massive, 39 Meter hohe Stahlbetonpylone nach oben. Vier 53 Meter lange Stahltragewerke verbinden die Pfeiler. Auf ihnen sind die acht oberen Geschoße eingehängt. Dank dieser Bauweise war es möglich, die Erdgeschoßzone des Juridicums großzügig und quasi stützenfrei zu bauen.
Ein Kollege Hiesmayrs entwickelte, begeistert von der Idee eines neuen städtischen Großraumes, den Vorschlag, überhaupt den gesamten Platz zu überdachen, und damit eine vollkommen neue Qualität des städtischen Raumes zu schaffen. (vgl.: Hiesmayr, 1996, S.15)

Abb.12: Ideenskizze von Prof. Leopold Gerstl

Die Fassade wurde im Erdgeschoß zurückgesetzt um mehr Aufenthaltsraum außerhalb des Universitätsgebäudes zu schaffen. Die Schottenbastei entlang des Gebäudes wurde zur Fußgängerzone. Die ursprüngliche Idee, auch die Helferstorferstraße entlang des Juridicums aufzulösen, und damit die Platzidee vollkommen zu verwirklichen gelang nicht. Das Gebäude erhielt 1980 den europäischen Stahlbaupreis. (vgl.: Schübl, 2005, S.156)



Eingänge / Erdgeschoßzone

Die Haupteingänge der Universität liegen jeweils an den schmalen Stirnseiten des Gebäudes. Es gibt im Erdgeschoß, entlang der Schottenbastei noch zwei weitere Eingänge, die allerdings bei allen Besichtigungen im Rahmen der Analyse immer versperrt waren. An der Helferstorferstraße gibt es zu beiden Seiten des Gebäudes zwei Freitreppen in das erste Untergeschoß, die direkt zu den dort befindlichen Hörsälen führen. Der Baukörper wirkt wie in eine Grube gestellt. Vom Gehsteigniveau kann man auch in das Untergeschoß hinabblicken.

Die Erdgeschoßzone passt sich an das natürlich Gefälle des umgebenden Platzes an. Alle Eingänge sind ebenerdig und damit auch behindertengerecht. Die Aula nimmt wie ein gebäudeinterner Platz das gesamte Erdgeschoß ein.

Fassadengestaltung

Die Fassade des Juridicums besteht aus Glas und Aluminium. Vor allem im Bereich des Erdgeschoßes vermittelt sie, gemeinsam mit der stützenfreien Konstruktion des Raumes ein Maximum an Transparenz. Man sieht hinein und durch. Auch Teilbereiche des ersten Obergeschoßes, sowie des erst Untergeschoßes sind für Passanten vom Gehsteig aus einsichtig. Das Gebäude verfügt über eine Niedrigtemperaturheizung, die dadurch funktioniert, dass in den hohlen Aluminiumteilen der Fassade Warmwasser zirkuliert. (vgl.: Schübl, Wien, 2005, S 156)

5.1.3.6. Rundgang

Heßgasse

Eingang Heßgasse

Biegt man vom Ring in die Hessgasse, sieht man sofort den auffälligen Bau des Juridicums, der sich deutlich von den gründerzeitlichen Nachbargebäuden abhebt, hervorkragen.

Vor dem Gebäude eröffnet sich eine kleine Platzsituation. Hier befindet sich einer der beiden Haupteingänge zum Universitätsgebäude. Der mit Granitsteinen gepflasterte Gehsteig entlang des gegenüberliegenden Gebäudes und das Alter der Bäume lassen erkennen, dass die Straße hier ursprünglich bis zur Helferstorferstraße durchgeführt wurde. Im Zuge des Neubaues wurde sie hier aufgelassen, um die bereits erwähnte Vorplatzsituation zu schaffen.

Gleich anschließend an den Gehsteig nimmt eine ca. sieben Meter breite, asphaltierte Fläche, die ehemalige Fahrbahn, das gesamte Mobiliar auf. Hier befinden sich Fahrradabstellplätze, Kandelaber, vier Telefonzellen und mehrere Bänke. Der Bereich rund um die im Zuge des Baues neu gepflanzten Bäume wurde ebenfalls mit Granitgroßsteinplatten gepflastert. Rund um das gesamte Juridicum verläuft ein breiter Streifen aus großen Granitplatten mit einer zwischen drei und sieben Meter variierenden Breite. Er kann als moderneres Pendant zum bestehend alten Gehsteig verstanden werden und zieht sich nahtlos über den Eingang zwischen den beiden Betonsäulen, bis zum Beginn der großen Aula in das Gebäude hinein.

Außen trifft auf Innen

Verkehr

Unmittelbar vor dem Juridicum erstreckt sich nunmehr auf der ehemaligen Verkehrsfläche eine Fußgängerzone.

Lautstärke

Man hört im Hintergrund den Verkehr am Ring. Ansonsten ist es rund um das Juridicum eher ruhig. Es herrscht nicht viel Verkehr. Aus Richtung der Hohenstaufengasse dringt der Lärm einer Baustelle herüber.

Nutzungen

Die Bänke vor dem Haupteingang werden für kurze Pausen genutzt. Fahrräder werden abgestellt. Immer wieder sieht man hier kleine Gruppen von Studenten Plaudern und Kaffeetrinken.

entlang der Helferstorferstraße

Abgang zu den Hörsälen

Helferstorferstraße

An der Helferstorferstraße führt an beiden Enden des Gebäudes jeweils eine Freitreppe zu den, im Untergeschoß befindlichen Hörsälen. Das bereits erwähnte, das Juridicum umrahmende Pflasterband erfüllt hier die Funktion eines, direkt am Gebäude entlang führenden ca. fünf Meter breiten Gehweges. Die Pflasterung wird auch über die Freitreppen und den auf Niveau des Untergeschoßes befindlichen kleinen Vorplätzen fortgesetzt. Zentral auf dem Gehweg befindet sich eine Skulptur des burgenländischen Künstlers Karl Prantl. Der Stein soll die Fußgänger ein Stück auf ihrem Weg begleiten und seine bearbeitete Oberfläche ein Angebot an taktile Reize darstellen. (vgl: Hiesmayr, Wien, 1996, S. 112)
Wie bereits in der Hessgasse nimmt ein drei Meter breiter, teils gepflasterter, teils asphaltierter Streifen die vorhandene Infrastruktur auf. Die Abgrenzung zur Fahrbahn geschieht durch Betonpoller.

Verkehr

Die Hessgasse ist eine einspurige Einbahnstraße. Parken ist einseitig erlaubt.

Lautstärke

(vgl.: Heßgasse)

Nutzungen

In der Straße befindet sich eine Bushaltestelle. Die dort befindlichen Bänke, die in Richtung Juridicum blicken wurden, während dem Zeitraum der Beobachtungen vor allem von älteren Menschen für eine kurze Pause auf dem Weg genutzt.

Hohenstaufengasse

Zur Hohenstaufengasse hin befindet sich, spiegelgleich wie an der Hessgasse, der zweite Haupteingang des Juridicums. Die räumliche Abfolge des Freiraumes bis hin zur Straße ist gleich wie bei der Helferstorferstraße.

Verkehr

Entlang der einspurigen Hohenstaufengasse gilt die Einbahnregelung. Längsparken ist einseitig erlaubt.

Eingang in der Hohenstaufengasse

Lautstärke
Zum Zeitpunkt der Beobachtungen war es hier, aufgrund der gegenüber befindlichen Baustelle sehr laut.

Nutzungen
Auch hier werden die Bänke vor dem Eingang vor allem von Studenten und Universitätspersonal für kurze Kaffeepausen im Freien genutzt. An den Laternenmasten werden Fahrräder abgestellt.

Schottenbastei

Entlang des Juridicums wird die Schottenbastei als Fußgängerzone geführt. Wie bei der Heßgasse wurde auch hier im Zuge des Umbaus die Straße für den Verkehr geschlossen. Von der Hohenstaufengasse gibt es eine zweispurige Zu- und Ausfahrt in die Tiefgarage des Juridicums. Der ehemalige Straßenraum ist hier noch gut erkennbar. Rund um die, in einer Allee gepflanzten Bäume befinden sich Bänke und ein Trinkbrunnen. Das, dem Juridicum gegenüberliegende Gebäude beherbergt ein Gymnasium.

Fußgängerzone in der Schottenbastei

Verkehr
Abgesehen von der Tiefgaragenein- bzw. –ausfahrt erstreckt sich hier eine Fußgängerzone

Lautstärke
(vgl.: Heßgasse)

Nutzungen
Die, rund um die Bäume angeordneten Bänke werden vor allem von den Studenten des Juridicums als auch von den Schülern des gegenüberliegenden Gymnasiums für Pausen genutzt. Es befinden sich hier auch mehrere Fahrradabstellplätze.

Abb.13: Auszug aus der digitalen Katastralmappe (DKM)

der Freiraum fließt in das Gebäude

5.1.3.7. Grenzbetrachtungen

Juristische Grenzen

Für den Neubau des Juridicums wurde 1970 ein gesamter Gründerzeitblock abgerissen.

Die Grundstücksgrenzen entsprechen also der zu dieser Zeit üblichen rasterförmig angeordneten Blockrandbebauung. Durch das Zurücksetzten der Fassade im Erdgeschoß ist die Fassadenkante jedoch nicht gleich die Grundstückskante, wie bei den umliegenden Bauten. Hiesmayr versuchte somit eine Verzahnung zwischen Innen und Außen zu gewährleisten.

Wie man am Auszug der digitalen Katastralmappe erkennen kann, gehört die Fußgängerzone in der Schottenbastei bis zum Gehsteig des gegenüberliegenden Gebäudes, sowie die gesamte Fläche entlang der Helferstorferstraße noch zum Grundstück des Juridicums

Räumlich - Symbolische Grenzen

Auch wenn das Universitätsgebäude erst 1984 fertig gestellt wurde, entspricht es doch dem Geist der 60er. Grundlegender Ansatz Hiesmayrs war es einen offene, transparente Form der Hochschule zu schaffen, indem er versuchte das Erdgeschoß baulich möglichst aufzulösen und damit auch die Universität vom hohen Podest gegenüber der Öffentlichkeit herunter zu hohlen

„Die monumentale Universität ist bekanntlich eine Erfindung des Historismus. Ihr bildungspolitischer Machtanspruch verkündet sich in der Palastfassade auf der Straßenseite, die eifrig verteidigte akademische Distanz im Innenhof. […] Das Juridicum dagegen distanziert sich nicht mehr. Das Erdgeschoß ist transparent, das natürliche Terraingefälle des Platzes geht durch das Gebäude hindurch. Die Schwellen der Alma Mater sind endgültig weg, ob zum Guten oder Schlechten, bleibe dahingestellt.“ (Hiesmayr, Wien, 1996, S.9)

Interessant ist hierbei, dass Hiesmayr den gesamten Platz im und um das Juridicum immer als Einheit verstanden hat. Das Gebäude passt sich dem natürlichen Terrain an, der Platz fließt durch das Erdgeschoß hindurch, ist eigentlich wie ein gedeckter Platz zu sehen.

Das Juridicum grenzt an zwei Seiten an eine Fußgängerzone. Die vom Architekten gewünschte Auflassung der Helferstorferstraße, um einen gesamten Platz zu realisieren war nicht möglich. Interessant ist auch, dass die gewohnte gestalterische Abfolge des Straßenraumes hier beibehalten wurde. Das Pflasterband, das um das Gebäude läuft, kann als moderneres Pendant zu den, mit Granitgroßsteinen gepflasterten gründerzeitlichen Gehsteigen verstanden werden. Durch das Fortsetzten des Belages, nahtlos durch beide Haupteingänge, zwischen den Stahlbetonpylonen hindurch bis zum Eingang zur Aula, als auch über die Freitreppen in das

in der Fußgängerzone Schottenbastei

visuelle Grenzauflösung

erste Untergeschoß wird der „Gehsteig" quasi in das Gebäude hineingezogen. Auch das Mobiliar rund um das Juridicum besteht, ob gewollt oder ungewollt, ausschließlich aus dem allbekannten Wiener Stadtmobiliar. Es wird das Gefühl vermittelt dass das Gebäude gleichsam aus dem Platz herauswächst, der öffentliche Raum zieht sich bis zur Fassade und fließt durch das dahinter weiter, und schließlich hindurch.
Das zurückgesetzte Erdgeschoß wird zum Freiraum, wird zum öffentlichen Gehweg. Der Passant wird direkt an der Uni vorbeigeführt, blickt hinein und gleichzeitig hindurch. Man erlebt sozusagen Universität im Vorübergehen.

Sozio-Funktionale Grenzen

Die, an zwei Seiten des Baukörpers angrenzende Fußgängerzone wird intensiv von den StudentInnen und den MitarbeiterInnen des Juridicums als Aufenthaltsraum für überwiegend kurze Zeitspannen, wie einer Mittagspause, genutzt. Das Leben in der Universität verlagert sich so auch immer wieder über kurze Zeiträume nach draußen, interessanterweise ohne dadurch den visuellen Kontakt mit der zentralen Aula des Gebäudes abbrechen zu müssen.

5.1.4. Freihaus/Bibliothek _TU Wien _ Wiedner Hauptstraße 8 , 1040 Wien

5.1.4.1. Bezirk

Bezirksfläche in ha	179,7
Bezirksfläche nach Nutzungsarten (in Prozent)	
Verkehrsfläche	26,0
Baufläche	67,4
Parkanlagen und Wiesen	6,6
Wohnbevölkerung	30.237
Durchschnittsalter der Bevölkerung (in Jahren)	42,5
Bevölkerungsdichte 2006 (Einwohner/-innen pro ha)	168
Wohnbevölkerung nach Bildungsstand (2001, in Prozent)	
Pflichtschule	27,5
Lehre und berufsbildende mittlere Schule	27,4
Matura	20,8
Kolleg, Fachhochschule, Akademie, Universität	24,3
Art der Gebäude (2001, in Prozent)	
Wohngebäude mit 1 bis 2 Wohnungen	1,6
andere Wohngebäude	80,8
Nicht-Wohngebäude	17,6

(MA 5 – Finanzwirtschaft, Haushaltswesen und Statistik, 2007, S. 406f)

Wieden ist ein dichter, von gründerzeitlicher Bebauungstruktur geprägter Bezirk. Auffallend im Vergleich zum ersten Bezirk ist der hohe Prozentsatz an Wohngebäuden mit mehr als 2 Wohnungen, also den typischen Geschoßwohnbauten. Im Vergleich eher repräsentativen, vor allem von Büros und Geschäftsflächen geprägten ersten Bezirk ist Wieden vor allem ein Wohnbezirk.

5.1.4.2. Umgebung

Wieden, der 4. Wiener Gemeindebezirk, ist die älteste Vorstadt Wiens. Er kann als ein sehr bürgerlicher Bezirk Wiens bezeichnet werden mit vorwiegend gründerzeitlichen Bebauungsstruktur. (vgl.: Diem, 2002, S. 40f) Das Grundstück des Freihaus-Bibliotheks-Gebäudekomplexes befindet sich in sehr zentraler Lage. In unmittelbarer Nähe befindet sich der Karlsplatz, einer der größten Verkehrsknotenpunkte der Stadt, an dem unter anderem drei U-Bahnlinien aufeinander treffen. Über den Stationsausgang Resselpark gelangt man zum alten, neoklassizistischen Hauptgebäude der Technischen Universität Wien. Auch in Richtung Freihaus und Bibliotheksgebäude gibt es einen eigenen Stationsausgang.
In der Resselgasse vor dem Freihaus halten die Straßenbahnlinien 62 und 65, sowie die Badner Bahn.
In Richtung Nordwesten trennt eine Häuserzeile das Freihaus vom Naschmarkt, einem der größten Straßenmärkte der Stadt, der hier, seit der Wienflussüberbauung 1900 seinen Standort hat. Der Bärenmühldurchgang bildet eine Verbindung zwischen dem Freihausgelände und dem Naschmarkt an der Wienzeile. In den Straßenzügen rund um das Universitätsgebäude gibt es in den Erdgeschoßzonen viele Geschäfte, Cafes und kleine Lokale.

5.1.4.3. Geschichtliches zu Freihaus/Bibliothek

Im Herbst 1968 wurde ein großer Teil der insgesamt 6.400 m² umfassenden Freihausgründe für die TU-Wien gewidmet. Aufgrund ihrer unmittelbaren Nachbarschaft zum alten Hauptgebäude der TU und der sehr guten Verkehrsanbindungen stellte dieses Grundstück eine optimale Erweiterungsfläche dar.
Weiters war auf dem Areal auch noch ein neuer Standort für das Österreichische Verkehrsbüro geplant.
Gewinner des ausgeschriebenen Wettbewerbes im Jahr 1971 waren die Architekten Alexander Marchart und Roland Moebius. An der weiteren Planung des Neubaus waren später auch noch die an der TU-Wien lehrenden Professoren Justus Dahinden und Reinhard Gieselmann beteiligt.
Bautechnisch eine Herausforderung aufgrund der unterirdisch laufenden U1 und der verkehrsstarken Lage waren die Anforderungen an Erschütterungsfreiheit, Feuchtigkeits- und Temperaturkonstanz. Diese ergaben sich aus dem geplanten Laborbetrieb.
Aufgrund finanzieller Probleme verschob sich der Baubeginn dann bis ins Jahr 1975. Die Fertigstellung erfolgte im Jahr 1987.
Im Freihaus der TU-Wien befinden sich neben den einzelnen Institute der Zentrale Informationsdienst, die Mensa, die ÖH und die Tiefgaragen.
In Zusammenhang mit dem Freihaus muss auch das Bibliotheksgebäude in der Resselgasse berücksichtigt werden.

Da das Österreichische Verkehrsbüro 1976 auf sein Teilstück verzichtete, wurde das, bereits mit dem Freihaus beschäftigte, Architektenteam aufgefordert einen Entwurf für ein Bibliotheksgebäude zu entwickeln. Mit dem Bau wurde im Jahr 1984 begonnen, Fertigstellung war ebenfalls im Jahr 1987. Das Gebäude ist mit dem Freihaus mittels einer, ab dem ersten Stock beginnenden, Überbauung verbunden.
(vgl.: Schübl, 2005, S. 194 – 198)
Neben dem Gebäude der Bibliothek befindet sich in der Treitlstraße 3 das so genannte Porr-Haus. Es „handelt […] sich um das ehemalige ÖGB-Haus, da zu Beginn der 1930er Jahre für gewerkschaftliche Zwecke errichtet wurde und auch über einen Theatersaal verfügte. Seit 1984 bemühte sich das Wissenschaftsressort um dieses Gebäude, das die BAWAG erwarb. Nach einer (ATS) 18 Millionen teuren Adaptierung für Zweck der TUW wurde das Porr-Haus im Dezember 1986 vom Bund auf unbestimmte Zeit angemietet. Zu Beginn des 21. Jahrhunderts waren darin vier Institute […] einquartiert.“ (Schübl, 2005, S. 197)

5.1.4.4. Baulich-räumliche Parameter

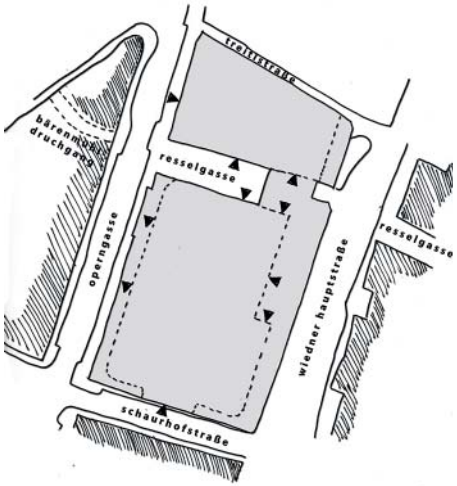
Steckbrief Freihaus

Nutzfläche	35.000 m² (32.800 m² genutzt durch TU-Wien)	
Bauzeit	13 Jahre (1975 – 1987)	
Alter	21 Jahre	
Architekt	Alexander Marchart, Roland Moebius	
	an der Planung des Neubaues beteiligt	Justus Dahinden
	(Professoren der TUW)	Reinhard Gieselmann

Steckbrief Bibliotheksgebäude

Baufläche	1540 m²	
Nutzfläche	9.500 m²	
Bauzeit	3 Jahre (1984 – 1987)	
Alter	21 Jahre	
Architekt	Alexander Marchart, Roland Moebius	
	an der Planung des Neubaues beteiligt	Justus Dahinden
	(Professoren der TUW)	Reinhard Gieselmann

Der Gebäudekomplex des Freihauses besteht aus einem breiten Flachkörper mit drei darauf versetzten Institutstürmen.
Es gibt vier Untergeschoße, wo sich die Tiefgarage, Werkstätten, Labors und die Bereiche der Haustechnik befinden. Im Erdgeschoß, wo sich auch nichtuniversitäre Geschäftslokale befinden, sowie in den ersten beiden, den Gebäudesockel bildenden Obergeschoßen, sind vor allem die stark frequentierten Einrichtungen angesiedelt. Hier findet man 9 Hörsäle, Mensa, Kopiershops, Café, und Aufenthaltsräume. (vgl.: Schübl, 2005, S. 194ff)



das Haus mit der Eule

Eingänge / Erdgeschoßzone

Die Haupterschließungsachsen des Feihauses sowie der Bibliothek liegen an der Wiedner Hauptstraße und an der Resselgasse. Hier befinden sich sowohl die zwei Haupteingänge zum Universitätsgebäude, der Eingang zur Bibliothek, sowie weitere Eingänge zu den unterschiedlichen Erdgeschoßlokalen. Entlang der Wiedner Hauptstraße ist das Erdgeschoß um einige Meter zurückgesetzt. Alle Eingänge sind über den so entstandenen Druchgang zu erreichen.

Entlang der Operngasse befinden sich Zu- und Ausfahrt der zum Gebäude gehörenden Tiefgarage, sowie zwei weitere Eingänge zu verschiedenen Instituten. Die Skizze zeigt nur die Eingänge die direkt in das Universitätsgebäude führen an. Nicht jene, die entlang des Durchgangs an der Wiedner Hauptstraße in die vermieteten Erdgeschoßlokale führen.

Fassadengestaltung

„Das äußere Erscheinungsbild des Gebäudekomplexes prägt eine vorgehängte, zweischalige und hinterlüftete Leichtmetallfassade." (Schübl, 2005, S.196)

Die Fassadengestaltung der Bibliothek sorgte für viele Diskussionen. Sie befindet sich aufgrund der Ecksituation zum Resselpark und ihrer Nachbarschaft zu historischen Gebäuden an einem städtebaulich markanten Punkt. Weiters sollte sie auch mit dem facettenartigen Äußeren des Freihauses harmonieren.

Schließlich entschied man sich für eine Verkleidung aus hellem Untersberger Kalkstein in Kombination mit Alu-Holz-Verbundfenstern.

Auffallend ist vor allem die 18 m hohe Eulenskulptur aus Ortbeton an der Eckfassade zum Resselpark. Entworfen vom Schweitzer Künstler Bruno Weber soll sie als ein Sinnbild für Weisheit und Gelehrsamkeit stehen und ist somit ein beliebtes Motiv für Bibliotheken.

Die Betonfigur sollte ursprünglich bunt koloriert werden. Man entschied sich dann jedoch für eine Beschichtung mit Lehm und darauf folgender Tönung.

Nachdem bekannt wurde dass eine so dominante, weithin sichtbare Figur an so einem sensiblen Punkt der Stadt geplant war, gab es viele kritische Medienmeldungen. Das Bibliotheksgebäude ist so auch als „Haus mit der Eule" bekannt geworden.

Auf den Auskragungen am Dach des Gebäudes befinden sich noch sechzehn weitere, allerdings kleinere Eulen.

Die Originale befinden sich im Bruno-Weber-Skulpturenpark bei Dietikon, in der Nähe von Zürich.

(vgl.: http://www.ub.tuwien.ac.at/gebaeude/index.html, 16. 12. 2007)

5.1.4.5. Rundgang

Wiedner Hauptstraße

Durchgang an der Wiedner Hauptstraße

Bei beiden Universitätsgebäuden, sowohl dem Freihaus als auch der Bibliothek ist das Erdgeschoß ca. 6 m rückversetzt. Entlang der Bibliothek ist der dadurch entstehende Durchgang seitlich durch Wand aus Stützen und facettenartig angeordneten Alu-Fenstern ohne Fensterglas begrenzt. Formensprache und Materialien sind analog zur Außenfassade.
Entlang des Freihauses öffnet sich diese Situation. Stützen in ungleichmäßigen Abständen, in Formensprache und Materialität gleich dem Freihaus schaffen Ein- und Ausblicke. Diese ‚Fenster' zur Wiedner Hauptstraße werden unterschiedlich genutzt. Drei nehmen Infrastrukturelemente auf, wie zwei in Form und Materialität genau angepasste Imbissstand oder Telefonzellen. Zwei sind mit Ketten versperrt, die anderen sind passierbar und verzahnen somit den vom Freihaus überspannten Gang mit dem parallel laufenden Gehsteig in der Resselgasse.
Im Bereich des Haupteinganges ist die Fassade nochmals um einige Meter zurückgesetzt. Der dadurch entstehende Raum zwischen den Stützen wird als Fahrradabstellplatz genutzt. Weiters befinden sich hier ein Fotoautomat, sowie Werbetafeln der teilweise in der Erdgeschoßzone eingemieteten Geschäftslokale. Zur Auswahl stehen Trafik, Buchhandlung, Lehrmittelzentrum, ein Elektrohändler sowie zwei Cafes. Die Wiedner Hauptstraße fällt auf der gesamten Länge des Gebäudekomplexes leicht vom Karlsplatz ausgehend ab. Die dadurch entstehende Raumkante wird an der Ecke Wiedner Hauptstraße/Schaurhofergasse sowohl mit einer Rampe als auch mit Stufen, die wieder auf Gehsteigniveau führen überbrückt.
Der Raum zwischen Freihaus und Bibliotheksgebäude wird ebenfalls teilweise durch den auf Höhe des ersten Stocks befindenden Verbindungstrakt überdacht. In Richtung Operngasse, wo sich auch der Haupteingang zur Bibliothek liegt öffnet er sich zu einem Platz.

Wiedner Hauptstraße

Verkehr

Zweispurige Straße mit Einbahnregelung in Richtung Karlsplatz. Separate zweigleisige Schienenführung für Badner Bahn und Straßenbahn (Linien 62/65).

Lautstärke

Der Verkehrslärm, sowie die Straßenbahn prägen die Geräuschkulisse.

Treffpunkte

Nutzungen

Im Durchgang herrscht während eines Wochentages reges Treiben. Er ist eine wettergeschützte fußläufige Verbindung vom Wiedner Hauptstraße weiter in Richtung Schaurhofergasse oder auch über den bereits erwähnten Platz eine Querverbindung in Richtung Operngasse und weiter durch den Bährenmühldurchgang zum Naschmarkt.

Naturgemäß trifft man hier viele StudentInnen der TU-Wien an. Man wartet, plaudert miteinander oder stellt Fahrräder ab.

Auch die Geschäftslokale nutzen diesen Raum. Aufgestellte Tafeln informieren über die jeweiligen Angebote. Mit Hilfe von Stehtischen wird der Durchgang zum erweiterten Restaurantbereich.

Schaurhofergasse

in der Schaurhofergasse

Die Schaurhofergasse im Süden des Freihauses verbindet die Wiedner Hauptstraße mit der Operngasse. Auch hier hat man, kommend von der Wiedner Hauptstraße, eine ähnliche Situation wie entlang der Wiedner Hauptstraße. Die Erdgeschoßkante ist um circa 2 Meter nach hinten versetzt. Treppen führen zu Hintereingängen des Freihauses, die noch einmal ein Stück vom Straßenraum zurückgesetzt sind. Die Türen hier sind versperrt. Der darauf folgende überdachte zwei Meter breite Gang in Richtung Operngasse bleibt auf gleicher Höhe bis er ebenerdig in die Operngasse einmündet.

Verkehr

Zweispurige Einbahn in Richtung Operngasse. Parken ist Beidseitig erlaubt.

Lautstärke

Auch hier dominiert der Verkehrslärm. Obwohl die Straße nicht so stark befahren ist, hört man aufgrund ihrer kurzen Länge sowohl den Verkehr der stark befahrenen Wiedner Hauptstraße, sowie der Operngasse.

Nutzungen

Abgesehen von der Nutzung als Gehweg konnte während der Aufnahmen keine weitere Nutzung beobachtet werden.

Mobiliar ist abgesehen von den für den Verkehrsbetrieb notwendigen Einrichtungen wie Verkehrsschilder und dergleichen, nicht vorhanden.

Operngasse

Platzsituation

Operngasse

Die Erdgeschoßzone ist wieder zurückgesetzt. Der so entstehende Raum nimmt die Einfahrts- und Ausfahrtsrampe zur Tiefgarage auf.
Am Ende des Freihauses öffnet sich der Blick auf den kleinen Platz der sich zwischen Freihaus und Bibliotheksgebäude aufspannt.
Die niedergelassene Schranke am Ende des Platzes weist darauf hin, dass dieser auch als Zufahrt genutzt wird. Boller markieren den Fahrbahnverlauf, die Infrastruktur des Platzes befindet sich zu beiden Seiten. Auf der gegenüberliegenden Seite des Platzes führt der Bärenmühldurchgang in Richtung Naschmarkt. Die hier verlaufende Achse ist eine sehr stark frequentierte Verbindung zwischen Wienzeile, Freihausgelände und Operngasse

Verkehr

Die Operngasse ist eine zweispurige Einbahnstraße mit zusätzlicher Busspur und beidseitigem Parkstreifen. Ein Radweg verläuft auf der Seite des Freihauses in Höhe des Gehsteiges.

Nutzungen

Auf der Fläche zwischen Freihaus und Bibliotheksgebäude werden Fahrräder abgestellt. Die Bänke laden zum Rasten unter den Bäumen ein, wobei die Passanten, die während der Aufnahmen beobachtet wurden sich immer nur recht kurze Zeit hier aufhielten, gerade um etwas zu essen oder sich kurz auszurasten.

Treitlstraße

„Open-Space-Karlsplatz"

Treitlstraße

Verkehr

Die Treitlstraße ist eine einspurige Wohnstraße mit Einbahnregelung. Der Gehsteig verläuft entlang des Bibliotheksgebäudes. Gegenüber öffnet sich eine Grünfläche auf der sich auch die Kunsthalle befindet.

Lautstärke

Entlang dieser Straße herrscht fast kein Verkehr. Der Verkehrslärm ist aber durch den Knotenpunkt Karlsplatz auch hier dominierend.

Nutzungen

Einige Fenster der Bibliothek werden als Ausstellungsfläche im Rahmen des Kunstprojektes „Open-Space-Karlsplatz" genutzt.

5.1.4.6. Grenzbetrachtungen

Universitätsalltag im Vorrübergehen

Blick von draußen nach draußen

Juristische Grenzen

Die Grenze zwischen dem öffentlichen Raum und dem Grundstück der Universität ist im Fall des Freihaus-Bibliothek-Komplexes nicht gleich auf den ersten Blick erkennbar. Bei genauerer Betrachtung findet man allerdings einige Zeichen, die erkennen lassen wo die Eigentumsgrenzen verlaufen, bzw. dass man sich eigentlich auf privatem Grund befindet.
(siehe Fotoessay, S.79)

Räumlich-Symbolische Grenzen

Das Freihaus und die Bibliothek der TU-Wien sind merkbar in den städtebaulichen Kontext eingebunden. Sie bilden keinen trennenden Riegel, sondern sind offen durchwegbar. Die Möglichkeit von der rechten Wienzeile aus über die TU Wien weiter zur Wiedner Hauptstraße zu gelangen, oder wettergeschützt vom Karlsplatz weiter in Richtung Schaurhofergasse zu gehen, wird täglich von sehr vielen FußgängerInnen und RadfahrerInnnen, die nicht StudentInnnen der TU-Wien sind genutzt. Der Haupteingang zur Universitätsaula ist im Vergleich zu den angrenzenden Geschäftslokalen nicht sonderlich hervorgehoben.
Sowohl Freihaus- als auch Bibliotheksgebäude ermöglichen dem Passanten Aus- und Einblicke.
Es gibt immer wieder die Möglichkeit nicht nur die Schaufenster der Geschäftslokale, sondern auch den Universitätsalltag selbst zu betrachten. Hinter teilweise verglasten Fassaden erblickt man arbeitende Studenten, die Aula des Freihauses oder die Bücherreihen der Bibliothek quasi im vorübergehen.
Befindet man sich im Bereich des überdachten Durchganges entlang der Wiedner Hauptstraße ändert sich die Perspektive. Man blickt von einem Freiraum, der sich ‚im Inneren' der Universität befindet, nach Außen. Die, durch das Gebäude gerahmten und sich ständig ändernden Straßensequenzen, heben sich sowohl von den Lichtverhältnissen als auch von der Geschwindigkeit des Treibens deutlich vom eigenen Standort ab.

Sozio-Funktionale Grenzen

Vor allem im überdachten Durchgangsbereich entlang der Wiedner Hauptstraße treffen viele unterschiedlichste Nutzungen aufeinander. Manches, wie die Fahrradabstellplätze oder der Prontophot, sind permanent vorhanden. Andere Nutzungen, wie die der Erdgeschoßlokale, die den unmittelbar vor ihnen liegenden

der Durchgang wird zum erweiterten Caffé

Durchgangsbereich für Werbung oder als erweiterte Geschäftsfläche nutzen, verschwinden abends wieder. Menschen die sich auf den Bänken zwischen Freihaus und Bibliotheksgebäude niederlassen um eine Pause einzulegen oder ihr Mittagessen zu sich zu nehmen schaffen einen privaten Raum auch oft nur für wenige Minuten. Aufgrund der intensiven Nutzung auf eher beschränkten Platzverhältnissen überlappen sich all die Nutzungen oftmals.

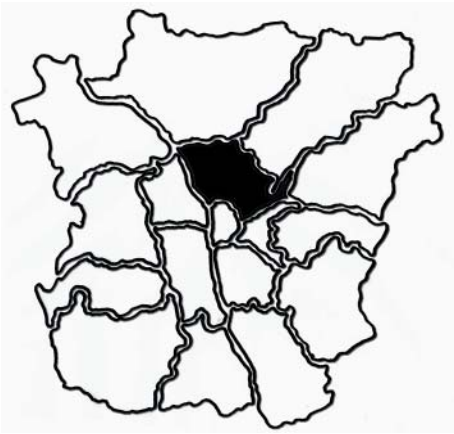
Dass die geringen Zugangshürden zum Universitätsgelände, sowie zu den Gebäuden auch negative Begleiterscheinungen mit sich bringen, davon zeugen nicht nur die vielen Hinweisschilder die am gesamten Gelände angebracht sind. Auch die blau ausgeleuchteten Toiletten im Erdgeschoß des Freihauses weisen darauf hin, dass in diesem Bereich Zugangshürden für Drogenabhängige notwendig sind.

Bildessay_Sichtbarmachung der juristischen Grenzen des Freihaus/Bibliothek Grundstückes

...nur bei genauerem Hinsehen!

5.1.5. Resowi-Zentrum _ Universitätsstraße 15, 8010 Graz

5.1.5.1. Bezirk _ III Geidorf



Bezirksfläche in ha	550
Wohnbevölkerung (Stand 1.1.2007)	21.451
Bevölkerungsdichte 2007 (Einwohner/-innen pro ha)	39

(vgl.: http://de.wikipedia.org/wiki/Geidorf, 17.02.2008)

5.1.5.2. Umgebung

Das Resowi-Zentrum der Karl-Franzens-Universität befindet sich im dritten, der insgesamt siebzehn Grazer Bezirke, in Geidorf.
Beginnend mit der Eröffnung des Hauptgebäudes im Jahr 1895 erweiterte sich die Universität kontinuierlich zu einem zusammenhängenden Campusgelände. Der umliegende Bezirk ist geprägt durch seine gründerzeitlichen Geschoßwohnbauten, oftmals mit kleinen Vorgärten. Der Bezirk ist vor allem in Richtung des Stadtzentrums im Süden dicht besiedelt.
(vgl.: Koren, 2003, S. 87ff)

5.1.5.3. Geschichtliches zum Resowi-Zentrum

Der Neubau der Rechts-, Sozial- und Wirtschaftswissenschaftlichen Fakultät („Resowi"), ist eines der größten Bauvorhaben der Karl-Franzens-Universität in Graz der letzten Jahre gewesen. Das Architektenteam Eisenköck und Domenig gewann den 1985 Österreichweit ausgeschriebenen Wettbewerb. Das Gebäude wurde in nur 2 Jahren Bauzeit, von 1994 bis 1996, fertig gestellt, und bietet Raum für 33 Institute, eine Fakultätsbibliothek, elf unterschiedlich dimensionierte Hörsäle, eine Cafeteria und diverse Sonderräume.
Der lang gestreckte Baukörper, die Länge beträgt ca. 350 m, die Breite lediglich 50 m, bildet auf der östlichen Seite den Abschluss des Campusgeländes der Universität. Trotz dieser Baumasse, sollte eine gewisse Offenheit und Transparenz vorherrschend sein. Aus städtebaulicher Hinsicht sollte der Baukörper sowohl mit den bestehenden Universitätsbauten, als auch mit der spätgründerzeitlichen Blockrand-Wohnbebauung entlang des Geidorfgürtels kommunizieren und ein verbindendes Element darstellen.
(vgl.: Schübl, 2005, S.308f)

5.1.5.4. Baulich-räumliche Parameter

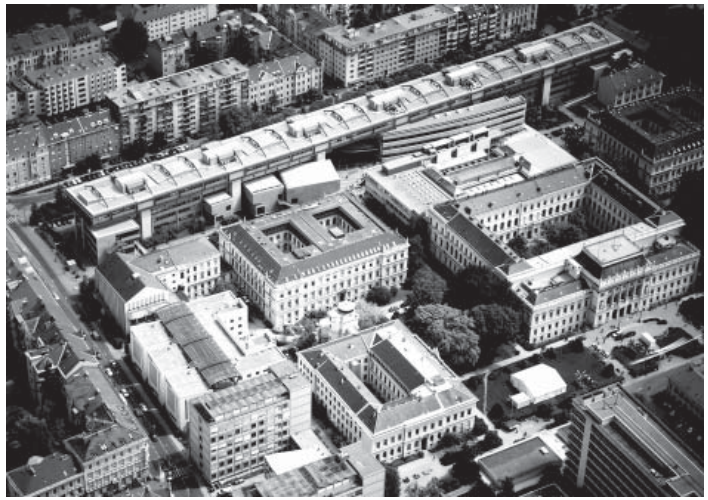
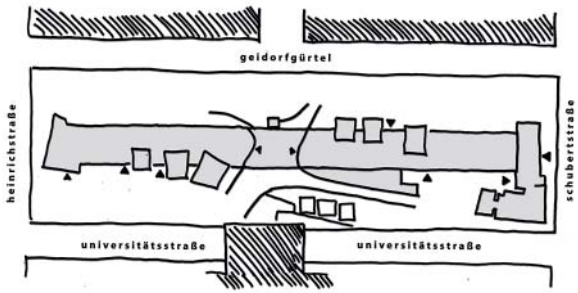


Abb.14: Luftbild des Campusgelände mit dem Resowi-Zentrum

Steckbrief

Gebäudehöhe	30m
Bebaute Grundfläche	ca. 21.100m²
Nutzfläche	38.946m²
Bauzeit	1994 – 1996
Alter	12 Jahre
ArchitektInnen	Hermann Eisenköck, Günther Domenig



Eingänge / Erdgeschoßzone

Die freie Untergeschoßzone des quasi aufgestelzten Gebäudes wird hauptsächlich zum Parken, teilweise auch für Werkstätten oder Abstellräume genutzt. Durch den Geländesprung von ca. 4,5 Meter ist das Erdgeschoß des Universitätsgebäudes nur über 2 Brücken, die sich über die Zufahrt im Untergeschoß spannen, erreichbar. Weiters führen einige Treppen vom Geidorfer Gürtel hinunter zum Untergeschoß.

Beide Brücken spannen sich direkt zu dem, etwas außerhalb der Mitte des Gebäudekörpers gelegenen, zentralen Raum, von dem man auf der einen Seite die Rechts- und Sozialwissenschaften, und auf der gegenüberliegenden Seite die Wirtschaftwissenschaften erreichen kann. Der Platz durchstößt das Gebäude in der Erdgeschoßzone und mündet darauf folgend in den Universitätsplatz ein. Er stellt den Haupteingang, und als die einzige Querverbindung des Gebäudes gleichzeitig auch den Hauptdurchgang dar.

Weitere Nebeneingänge gibt es noch an der Schubertstraße, einer der wenigen Eingänge die nicht über Rampen, Brücken oder Feuertreppen-ähnliche Metalltreppen geführt wird, sowie an der Universitätsstraße.

Abb.15: Zugang vom Geidorfgürtel aus

Fassadengestaltung

Materialien die sich in der Fassade finden sind Sichtbeton, Glas, Stahl und Betonstein. Die Hörsäle, die wie skulpturale Kuben aus dem länglichen Baukörper herausbrechen sind mit einer Kunststeinfassade überzogen.

Die außen liegenden Stiegenhäuser sind komplett verglast. Am Universitätsplatz wo sich auch der große Hörsaal als gewaltiger, mit Kunststein verkleideter Bock herausschiebt, bildet die Fassade im Obergeschoß eine markante gebogene Glasfassade aus, hinter der sich die Cafeteria befindet. Aluminiumlamellen sind entlang der Außenseite als Sonnenschutz angebracht.

Im Zuge des Neubaus wurde auch die gegenüberliegende Zentralbibliothek erweitert. Ein vollkommen verglaster Lesesaal wurde einfach an das bestehende Gebäude angedockt, die ehemalige Außenfassade wurde zur Innenwand. Die Kommunikation der beiden, verwandten Fassaden, scheint den schmalen Raum dazwischen, entlang der Universitätsstraße, klar zu fassen.

(vgl.: Schübl, 2005, S.306 – 309)

Geidorfgürtel

Resowi-Zentrum an der Seite zum Geidorfgürtel

Eingang Schubertstraße

5.1.5.6. Rundgang

Geidorfgürtel

Entlang des Gehsteiges an der Universitätsseite öffnen sich, mit zunehmender Nähe zur Hauptverbindungsbrücke, in immer kürzeren Intervallen kleine mit Betonsteinen gepflasterte „Taschen", in denen sich Fahrradabstellplätze oder Bänke befinden. In der Verlängerung der breitesten Brücke, die sich über das freigestellte Untergeschoß spannt, befindet sich ein Metallelement mit einem Plan des Campusgelände und einer Sitzgelegenheit. Das vorgezogene spitze Dachelement ragt über den Gehsteig bis hin zur Straße und markiert somit den Hauptübergang zum Universitätsgebäude.

Verkehr

Entlang des Geidorfgürtels herrscht Einbahnregelung Längs- bzw. teilweise Querparken sind einseitig, in einigen Fällen auch beidseitig erlaubt.

Lautstärke

Die Geräuschkulisse wird geprägt durch den Verkehr am Geidorfgürtel.

Nutzungen

Vor allem vor der breiten Hauptverbindungsbrücke stehen immer wieder plaudernde oder wartende Studentengruppen. Einige hängen die Fährräder hier an.

Schubertstraße

Der Eingang zum Resowi-Zentrum an der Schubertstraße 13 ist eher unauffällig. Das 50 Meter breite Gebäude gliedert sich in die umgebende Gebäudestruktur ein und wirkt eher unauffällig. Es dockt hier an ein älteres Gebäude der Universität an. An der Ecke Schubertstraße/ Geidorfergürtel ist die Abfahrt zu den, auf Niveau des Untergeschoß liegenden Parkplätzen.
Die Zufahrt zur Universitätsstraße, und damit zum Campusgelände ist mit einem Balken versperrt.

Verkehr

Die Schubertstraße ist eine zweispurige, relativ stark befahrene Straße, Längsparken ist einseitig erlaubt.

Lautstärke
Wie am Geidorfgürtel ist auch hier der Verkehrslärm bestimmend.

Nutzungen
Neben dem Eingang gibt es einige Fahrradabstellplätze. Einige Menschen stehen im überdachten Bereich vor den Eingangstüren. Man trifft sich, macht eine Pause, der breite Handlauf der Stiege wird vorübergehend zum Kaffeetisch.

Abb.15: Universitätsstraße

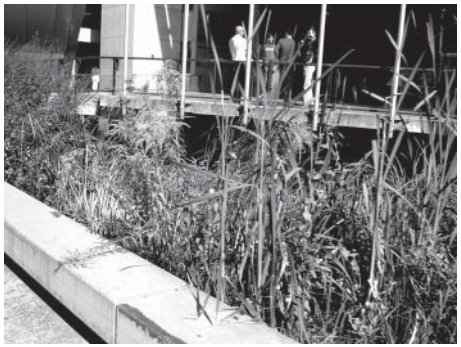


Abb.16: bepflanztes Wasserbecken

Universitätsstraße

Die Universitätsstraße verjüngt sich im Bereich zwischen der Bibliothek und dem Haupteingangsbereich des Resowi-Zentrums, das man sowohl über eine lange Rampe, die entlang des Gebäudes führt, sowie über eine breit dimensionierte Treppe erreichen kann. Dieser Bereich ist für den Verkehr gesperrt. Vor dem Gebäude befinden sich zwei, dem Lauf der Fassade folgende Wasserbecken. Eines der Becken, ein 900 m² großer Naturteich ist mit Seerosen und Typha angustifolia, dem schmalblättrigen Rohrkolben bepflanzt. Das zweite Becken ist ohne Bepflanzung. Das Wasser ist bei dem nicht bepflanzten Becken abgelassen.„Durch die Oberflächenverdunstung erreicht man v. a. im Sommer ein angenehmes Klima im Eingangsbereich. Architekt János Koppándy hat die Grünflächen gestaltet. Durch eine hohe Artenvielfalt an Pflanzen soll in einigen Jahren ein kleines Biotop entstehen.“ (Sekyra, Graz, 2000, S. 18)
Zu beiden Seiten der Straße befinden sich Fahrradabstellplätze. Durch die Glasfassade des Bibliotheksgebäudes sieht man in den Lesesaal. Auch entlang des Resowi-Zentrums sind im Erdgeschoß Studierräume. Die Einsichtigkeit ist allerdings durch die Sonnenschutzlamellen an der Außenfassade des Gebäudes ein wenig eingeschränkt. In Richtung Heinrichstraße hin weitet sich der Straßenraum wieder auf. Es gibt auf beiden Seiten Parkplätze. Zwischen dem Resowi-Zentrum und dem Gehsteig verläuft ein Rasenstreifen, der teilweise mit Bambus bepflanzt wurde. Auch einige Weiden stehen hier. Das Gelände fällt zum Gebäude hin etwas ab. Dort wo man unter dem aufgestelzten Gebäude durch auf die Parkflächen im Untergeschoß blicken kann, gibt es einen Stabilgitterzaun als Absturzsicherung. Durch manche Fenster kann man in Seminarräume und Hörsäle blicken.
Am Ende der Universitätsstrasse zur Heinrichstraße, befindet sich die Auffahrt. Auch zur Heinrichstraße gibt es einen Absperrungsbalken. Zum Zeitpunkt der Besichtigung stand er offen.

Abb.17: Platzsituation in Richtung Universitätsstraße

Verkehr
Die Universitätsstraße durchläuft den Campus von der Schubertstraße hin zur Heinrichstraße. Es herrscht wenig Verkehr. Die Straße dient nur als Zufahrtsstraße zu den Parkplätzen für Studenten und Universitätsbedienstete.

Lautstärke
Es herrscht wenig Verkehr. Vorherrschend sind die Geräusche der sich hier aufhaltenden Menschen.

Nutzungen
Der öffentliche Raum, der durch das Universitätsgebäude durchfließt, öffnet sich hier zu einem kleinen Platz. Obwohl die Aufnahmen hier erst gegen Abend stattfinden tummeln sich hier immer noch viele StudentInnen. Es gibt hier einige Sitzmöglichkeiten, auch ein Fakultas-Shop befindet sich hier in einem Glaskubus inmitten des Platzes.

Heinrichstraße

Verkehr
Die Heinrichstraße ist, wie die Schubertstraße relativ stark befahren. Längsparken ist einspurig erlaubt.
Lautstärke
Es herrschen Verkehrsgeräusche vor.

Nutzungen
Die vorherrschende Bebauung ist eine gründerzeitliche Blockrandbebauung, Aber es gibt auch jüngere Gebäude aus den 50er und 70er Jahren. Es gibt hier einige Erdgeschoßlokale. Am Gehsteig vor dem Resowi-Zentrum befindet sich ein Kunstwerk des Architekten János Koppandy.

Abb.18: Maschendrahtzaun am Geidorfgürtel

Abb.19: Übergänge

Abb.20: Eingänge

5.1.5.7. Grenzbetrachtungen

Juristische Grenzen

Die Grundstücksgrenzen des Resowi-Zentrums sind klar ersichtlich. In Richtung Geidorfgürtel trennt ein ca. 4 m tiefer „Graben" die Universität vom öffentlichen Straßenraum. Entlang der Schubertstraße markieren zwei Grenzbalken den Beginn des Universitätsgeländes. Auch entlang der Heinrichstraße lässt ein Maschendrahtzaun keinen Zweifel daran wo der Straßenraum beginnt. Die Grenzen der Grundstücksgrenze verschwimmen einzig im Bereich der Universitätsstraße, wo sich das Universitätsgebäude mit einer weit ausladenden Treppe und einer Rampe zum Campusgelände hin öffnet.

Räumlich - Symbolische Grenzen

Interessant ist, dass das Gebäude an beinahe allen Seiten, bis auf wenige Laufmeter Ausnahme, immer zum umliegenden Gehsteig hin Abstand nimmt. Sei es auf der einen Seite die im Untergeschoß liegende Parkzone, oder das auf der Universitätsseite gelegene bepflanzte Wasserbecken. Fast alle Eingänge führen über Rampen, Brücken oder Stiegen. Durch diese besondere Ausbildung der direkt an das Gebäude grenzenden Räume, bleibt als einziger, wirklich dem Gebäude zugeordneter Freiraum der zentrale Raum, der das Gebäude beinahe in der Mitte durchstößt.

Gerade diese solitäre Stellung, in Bezug auf seine Nutzungen als Aufenthaltsraum und Querverbindung, die alle Bewegungsströme bündeln, scheint den Raum noch stärker zu betonen. Gleichzeitig bindet diese Querverbindung das Gelände der Universität stärker in die Stadtlandschaft ein. Entlang dieser Achse herrscht auch die einzige Möglichkeit quasi durch den Baukörper durchzublicken. Auf Seite des Geidorfgürtels blickt man durch verglaste, außen liegende Stiegenhäuser hindurch. Zur Universitätsstraße hin, ermöglichen große Fensterfronten im Erdgeschoßbereich Einblicke in Leseräume, Hörsäle, Seminarräume, und sogar in die Waschräume der Damentoilette.

Sozio-Funktionale Grenzen

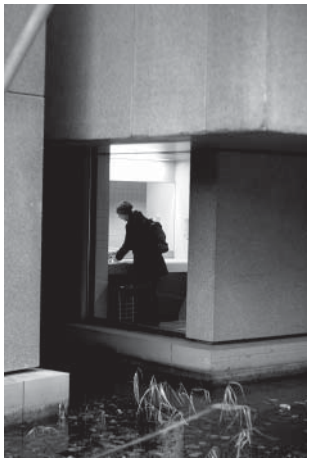
Vorgegeben durch die Bebauung beschränkt sich auch das soziale Universitätsleben hauptsächlich auf den, das Resowi-Zentrum durchbrechenden Raum und verläuft sich von hier aus in Richtung Campusgelände, während der ‚Graben' zum Geidorfgürtel auch eine soziale Nutzungsgrenze darstellt. Entsprechend der Orientierung des Baukörpers orientiert sich auch die Nutzung des Freiraums vor allem nach Innen zum Campusgelände. Der Platz, der sich hinter dem Resowi öffnet ist Durchgangsraum und Verteiler zugleich und

Abb.21: Öffnung des Gebäudes zur Universitätsstr.

Zugang vom Geidorfgürtel aus

wird durch diese zentrale Rolle zu einem interessanten Aufenthaltsraum, wo man sich auf einer der seitlichen Bänke, oder auf der breiten Freitreppe niederlässt und das Treiben beobachten kann. Dadurch, dass er sich unter dem Gebäude quasi hindurch schiebt, ist er durch die teilweise vorhandene Überdachung auch bei Schlechtwetter nutzbar, was sicher eine zusätzliche Qualität dieses Raumes darstellt.
Weiters bilden am Eingang Schubertstraße, dem einzigen Eingang, der ohne Verbindungsbrücken, direkt vom Straßenraum aus erreichbar ist, die Treppe und der kleine Vorplatz einen, für kurzzeitige Nutzungen geeigneten Raum.

Bildessay_Einblicke...Durchblicke



5.2. Analyse der Grenzfaktoren

5.2.1. Vorgangsweise

Im Laufe der Aufnahmen, und der darauf folgenden Bearbeitung des gesammelten Materials kristallisierten sich verschiedene Faktoren heraus, die auf die erwähnten Grenztypen, die juristische, die baulich-symbolische und sozio-funktionale Grenze Einfluss nehmen. Im folgenden Kapitel werden sie als eine Art Faktorensammlung noch einmal zusammenfassend mit einem Verweis auf die jeweilige Universität dargestellt. Da Einzelne der Faktoren auch auf mehrere Grenztypen Einfluss nehmen, erfolgt keine klare Zuteilung zu den unterschiedlichen, oben erwähnten Grenzen.

Im nächsten Schritt werden die einzelnen Universitäten noch einmal nebeneinander dargestellt. Die dabei verwendeten Piktogramme und Schlagwörter sind als Tendenzen zu verstehen. Zur leichteren Lesbarkeit wurden nur die tendenziell auf das jeweilige Universitätsgebäude zutreffenden Phänomene aufgelistet. Die Ausbildung der juristischen Grenze zwischen Universitätsgelände und angrenzendem öffentlichen Raum wird, zum Beispiel im Fall des Hauptgebäudes der Universität Wien, tendenziell als abrupt gesehen, auch wenn man die Freitreppe und Rampen am Haupteingang sehr wohl als modulierende Schwellenräume bezeichnen kann.

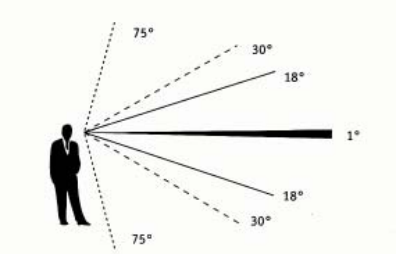


Abb.22: vertikales Sehfeld

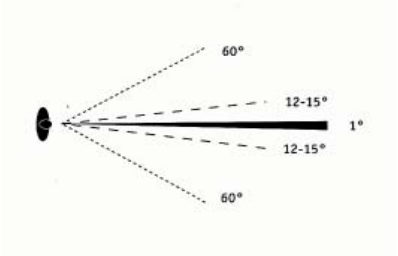


Abb.23: horizontales Sehfeld

5.2.2. Kommunikationspotential der Fassade

Die Fassade eines Gebäudes ist für den Betrachter der erste und unmittelbarste visuelle Reiz der von einem Gebäude ausgeht. Wie in Kapitel 3 erwähnt, spricht Leipprand in diesem Zusammenhang von Gebäudepersonen, deren Fassaden nicht nur die Grenzen zum öffentlichen Raum ziehen, sondern mit deren Hilfe sie auch über besagte Grenzen mit ihrer Umgebung kommunizieren. Sie signalisieren Offenheit und Gesprächsbereitschaft, manchmal wirken sie abgehoben und blasiert, und gelegentlich sogar regelrecht abweisend und zugeknöpft. (siehe Kapitel 3, S.33)

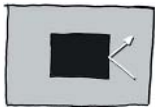
Bewegt man sich am Gebäude entlang, so spricht uns, schon allein durch die Beschränkung unseres Sehfeldes vor allem die Erdgeschoßzone an, die für vorbeiflanierende PassantInnen die unmittelbarste Kontaktfläche darstellt.

„Die menschliche Fähigkeit, Dinge zu sehen, d. h . zu er-kennen, ist physiologisch begrenzt. Mit unbewegtem Auge können wir nur innerhalb eines engen Rahmens von ca. 1° detailgenau sehen. Innerhalb eines Bereiches von ca. 30° bis 36° sind Gestalten noch relativ scharf erkennbar, bis zu einem Winkel von ca. 120° werden sie immer unschärfer. Darüber hinaus können wir nur noch Bewegungen erkennen (sog. ´peripheres Sehen´)." (Loidl, 2003, S. 70)

Das Fenster, dessen Sprachwurzel auf die Bedeutung „Augentor" zurückzuführen ist, hat das Potential den Blick, über die baulichen Grenzen hinweg in das Innere zu leiten. (vgl.: Krämer, 1983, S. 225)

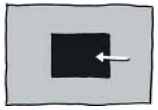
Im Verlauf der Beobachtungen an den ausgewählten Universitäten haben sich drei, unterschiedliche Fassadentypen herauskristallisiert, die uneinsichtige, die einsichtige, und die durchsichtige Fassade, wobei zu betonen ist, das diese Typen selten am gesamten Baukörper in reiner Form vorgekommen ist, sondern eine Tendenz zu einem jeweiligen Typ festzustellen war. Interessant ist auch das die Nutzungsarten der im Erdgeschoß befindlichen Räume scheinbar auch eine Auswirkung auf deren Einsichtigkeit hat. Erdgeschoßzonen mit einsichtigen oder durchsichtigen Fassaden wurden entweder für kommerzielle Zwecke (eingemietete Lokale) oder aber als Aula, oder Aufenthalt und Lernräume für Studenten genutzt.

„Horizontal and vertical transparency is another architectonic tool that fosters the creation of friendly and stimulating learning environment, where one can see, experience and participate in what others are doing. Transparency improves the circulation between the individual elements of the networf an contributes to the integration of the different facilites." (Yamamoto Riken, in: Hoege, 2007, S. 96)



Die uneinsichtige, opake Fassade – lässt keine Einblicke zu. Sie verrät tunlichst nichts über das, was im Inneren vor sich geht. Oftmals kann, wenn man sich an ihr entlang bewegt nicht auf Anhieb klar erkannt werden, welchem Zweck das Gebäude dient.

Sie findet sich vor allem beim **Hauptgebäude der Universität Wien**. Die, meist mit allen möglichen Behelfsmitteln blickdicht gemachten Fenster ermöglichen so gut wie nie einen Blick in das Innenleben des Gebäudes. Auch die trutzig wirkende, bossierte Fassade im Erdgeschoßbereich verleiht dem Gebäude ein schweres, beinahe burghaftes Auftreten. Im Erdgeschoßbereich sind vor allem Büros angesiedelt.



Die einsichtige Fassade – lässt den Blick nach Innen zu. PassantInnen erhalten im Vorübergehen immer wieder Einblicke. Die Funktion, die das Gebäude innehat ist erkennbar.

Sie ermöglicht wie zum Beispiel beim **Freihaus/Bibliothekskomplex der Technischen Universität Wien** immer wieder Einblicke nach Innen. Vor allem entlang der Wiedner Hauptstraße, wo sich auch die Auslagen, der im Universitätsgebäude angemieteten Geschäftslokale befinden, gibt es immer die Möglichkeit auch in den Universitätsalltag zu blicken. Im teilweise einsichtigen Erdgeschoß der beiden Gebäude befinden sich Aufenthaltsbereiche und Computerräume für StudentInnen, sowie der Freihandbereich der Bibliothek.
Ich möchte auch das **Resowi-Zentrum-Graz** diesem Typ zuordnen, auch wenn die Einsichtigkeit fast ausschließlich an der, zum Campus gelegenen Seite gegeben ist.

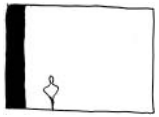
Die durchsichtige, transparente Fassade – geht noch einen Schritt weiter. Die Transparenz ist Thema. Man blickt in das Gebäude hinein, und durch es hindurch. Das Gebäude befindet sich in starker visueller Beziehung zu seinem Umfeld.

Im Falle des **Juridicums** befindet sich komplett verglasten Erdgeschoß die Aula, ein Aufenthaltsbereich für Studenten, gleichzeitig auch ein Empfangsraum.

5.2.3. Ausformung der Eingänge

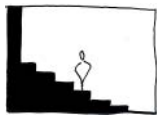
Zitat Hismayers zur Eingangssituation Juridicum: „Der öffentlich geneigte Platz (1,5m) geht stützenlos durch die Halle der Universität. Behinderte können straßeneben zu den Aufzügen gelangen, die Universität steht nicht am hohen Podest gegenüber der Öffentlichkeit." (Hiesmayr, 1996, S. 4)

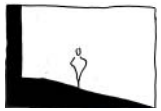
Der Eingang ist der Bruch in der Fassade, die wegläufige Verbindung, die zwischen Innen und Außen vermittelt. „der eingang nimmt mit seinem gestaltungscharakter kontakt zum besucher auf, lange vor dem sich öffnen der tür. er spricht an, weist ab, gibt schutz, führt, leitet, vermittelt den weg und bereitet im besten fall auch auf etwas vor, das hinter dem eingang zu erwarten ist."(Krämer, 1983, S. 226)
Unterschieden werden Eingänge die erhöht über dem Straßenniveau liegen und über Treppen oder Rampen zu erreichen sind, sowie ebenerdige, auf Straßenniveau befindliche Eingänge, die direkt vom Gehsteig aus, oder wie im Fall des Resowi-Zentrums in Graz über Brücken zu erreichen sind. Bei den Universitäten wurden nur Eingänge berücksichtigt, die zum Zeitpunkt der Besichtigungen auch offen, und somit nutzbar waren.



Eingang ebenerdig

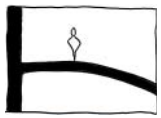
Sowohl beim **Freihaus/Bibliothekskomplex der Technischen Universität Wien** wie auch beim **Juridicum Wien** sind alle Haupteingänge ebenerdig erreichbar.





Eingang über Straßenniveau erreichbar mittels Treppe/Rampe

„die treppe als erschließung der räumlichen vertikale erweist sich auch als eine ausgeprägte übergangs- bzw. schwellenzone. die treppe erzwingt nicht nur eine ganz bestimmte bewegungsmodulation als anpassung des bewegungsrythmus an wegform, steigerungsverhältnisse und bewegungssicherheit (steigen, stolpern)." (Krämer, 1983, S.149)
Der Haupteingang des **Gebäudes der Universität Wien**, der sich zum Ring hin orientiert, kann entweder über zwei, zu beiden Seiten des Eingangs befindlichen Rampen, oder über eine Freitreppe erreicht werden. Er liegt deutlich über dem Straßenniveau. Die Treppe wird auch sehr stark als Aufenthaltsraum genutzt, von wo aus man einen guten Überblick über das rege Leben am Ring hat. Auch beim **Resowi-Zentrum** in Graz führen sowohl eine breite Treppe, als auch eine Rampe von der Universitätsstraße aus auf das Niveau der Gebäudeeingänge. Auch hier wird die Treppe als Aufenthaltsraum genutzt.
Beim **Juridicum** führen zwei Treppen jeweils zu den, im offenen Untergeschoß befindlichen Hörsälen.



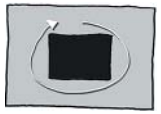
Eingang über Brücken

Das **Resowi-Zentrum in Graz ist** vom Geidorfgürtel aus ausschließlich über Brücken zu erreichen.

5.2.4. Baukörper – Bewegungsrichtung

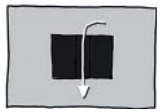
„der weg strukturiert also gleichermaßen den raum wie die darin sich vollziehenden handlungen – der weg strukturiert die nutzung." (Krämer, 1983, S.134)

Ein wichtiger Aspekt, der sich bei den Analysen herauskristallisierte war auch die Frage welchen Wegverlauf der Baukörper der Universität dem Menschen vorgibt beziehungsweise ermöglicht. Wird er lediglich um das Gebäude herumgeführt, oder erlaubt die Form des Gebäudes auch eine öffentlich nutzbare Durchwegung und führt so die PassantInnen gezielt durch das Gelände der Universität hindurch.



Bewegung rundherum – Ein glatter, blockartiger Baukörper kann lediglich entlang seiner Grenzen umrundet werden.

Im Fall des **Hauptgebäudes der Universität Wien**, grenzt der Baukörper fast ausschließlich direkt an den Gehsteig, also an den öffentlichen Straßenraum. Es werden keine Räume geschaffen, an denen sich Nutzungen anlagern können. Er wird vom öffentlichen Leben gleichsam umspült ohne dass es sich, abgesehen vom Bereich des Haupteinganges anlagern kann. Auch das **Juridicum** der Universität Wien erlaubt nur eine Bewegung rund um das Gebäude herum.



Bewegung hindurch – Der Baukörper erlaubt eine öffentliche Durchwegung, das Universitätsgelände wird so ins alltägliche Wegenetz der Stadt eingebunden.

„jede bruchstelle, jede störung, jedes hindernis legt in den direkten wegvollzug ein moment der bedeutung hinein. der bewegung wird die trivialität der direktheit, des allein zweck-erfüllenden, ziel-erreichenden bewegungsvollzuges genommen mit der akzentuierung solcher retardierender erlebnis-momente. die störung setzt sinnlich-erfahrbare akzente und damit ein-drückliche betonungen. das wegerlebnis wird auf diese weise nicht nur ´aufgerauht´, es wird beziehungsreich und damit sinn-voll gegliedert." (Krämer, 1983 S.210)

Der **Freihaus/Bibliotheks-Komplex der Technischen Universität Wien** erlaubt eine Durchwegung in zwei Richtungen. Entlang der Resselgasse, führt er Passantinnen im, durch die rückversetzte Fassade entstandenen Durchgang, am Gebäudekomplex entlang und ist gleichzeitig Raum für unterschiedlichste Nutzungen. Eine weitere Querverbindung, die dank ihrer Breite auch Qualitäten als Aufenthaltsraum bietet durchschneidet das Grundstück und bildet eine Querverbindung vom Bärenmühldurchgang in Richtung Resselpark. Im innerstädtischen Kontext stellen beide wichtige öffentliche Wegeverbindungen dar.

Beim **Resowi-Zentrum** ermöglicht ein, den Baukörper fast mittig durchstoßender Raum, die einzige Querung vom Geidorfgürtel zum Campusgelände.

5.2.5. Ausbildung des Übergangs an der juristischen Grenze zwischen Universität und öffentlichem Raum

Um die Frage nach der Übergangssituation an der Grenze zwischen Universitätsgelände und öffentlichem Straßenraum beantworten zu können, beziehe ich mich auf die vier Prinzipien der „Änderung des Zustandes an einer Schwellen-Situation" (Krämer, 1983, S. 212), die abrupt, kontrastierend, fließend, oder modulierend verlaufen können. (siehe Kapitel 3, S.30)

abrupt – Der Übergang erfolgt plötzlich und ohne „gestaltende Vermittlung"(Krämer, 1983, S.212).
Beim **Hauptgebäude der Universität Wien** ist, mit Ausnahme der zum Ring hin orientierten Vorderfront, aufgrund der Blockrandbebauung Fassadenkante gleich Grundstücksgrenze. Es gibt kein dazwischen, man ist entweder drinnen (in der Uni) oder draußen (im öffentlichen Straßenraum).

kontrastierend – Der kontrastierende Übergang sucht nicht den Ausgleich, sondern legt es darauf an zu überraschen. Er erfordert Aufmerksamkeit und bleibt dafür länger im Gedächtnis verhaftet.
Das **Resowi-Graz** überrascht durch seine Brücken. Vom Geidorfgürtel verhindert die dichte Bepflanzung entlang des Gehsteigs ein vorzeitiges erkennen der Übergangssituation und des massiven Niveausprungs im Gelände.

gleichmäßig – Der gleichmäßige Übergang setzt keine Akzente, verläuft fließend, und wird beim Überschreiten oftmals übersehen.
Wie beim Wiener **Jurdidicum**, dessen Architektur auch den Fluss des Platzes skizziert fließt der Freiraum rund um das Gebäude. Wo das Grundstück der Universität beginnt ist nicht erkennbar. Die Pflasterung des Gehsteigs findet sich auch rund um das Gebäude wieder und zieht sich bis in die Vorräume hinein.

modulierend – Der modulierende Übergang hat eine gewisse Eingeständig, trennt und vermittelt zugleich, und kann in dieser Funktion auch eingeständig erfahrbar sein. Er kann „[…] in einer Weise gestaltet werden, dass die trennende wie auch die vermittelnde Funktion situationsspezifisch in räumlich-erfahrbare Situation umsetzbar ist". (Krämer, 1983, S. 213)

Die Grenze des **Freihaus/Universitätskomplexes** hat eine eigenständige Qualität, und verbindet in sich Vorzüge beider Zustände die sie trennt. Der Durchgang entlang der Wiedner Hauptstraße, der vom Gebäude überdacht und geschützt ist, sowie die Situation zwischen Freihaus und Bibliothek, haben die Qualität eines öffentlichen Verbindungsweges, aber auch die eines Aufenthaltsraumes für StudentInnen, auf welche Art und Weise sie auch genutzt werden.
Auch die Haupteingangssituation des **Universität Wien Hauptgebäudes**, wie auch die Grenze des **Resowi-Zentrums** in Richtung Universitätscampus haben diese eigenständige Qualität. Beide schaffen mittels Rampen und Treppen eigenständige erkennbare und auch nutzbare Grenz- oder wie Krämer sie nennt „Schwellenräume".

(vgl: Krämer, 1983, S. 212ff)

5.2.6. Form und Lage des Baukörpers in Beziehung zur juristischen Grenze

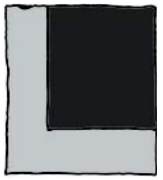
Nutzbare Räume rund um das Universitätsgebäude sind eine Vorraussetzung dafür, dass sich das Universitätsleben auch nach außen ausbreiten kann. Attraktive Räume werden sowohl von StudentInnen als auch von MitarbeiterInnen der Universität genutzt.

Freiräume auf dem Gelände der Universität ergeben sich aus der Form des Baukörpers und dessen Positionierung innerhalb der juristischen Grenzen. Sie können, je nach Ausbildung der oben erwähnten juristischen Grenzen zu einer Vermischung des universitären Lebens mit dem, sich rundherum abspielenden, öffentlichen Leben führen.

„Ich habe schon erwähnt, dass der Boden eine verbindende Oberfläche zwischen Gebäuden und um sie herum sein kann. Wenn er das leisten soll, kann er nicht einfach ein neutrales Asphaltband sein, das von zwei Pflasterstreifen flankiert wird. Er muss als gleichberechtigter Partner der Gebäude angesehen werden und durch seinen Maßstab, seinen Belag, durch die Eigentumsverhältnisse als ein Raum, der allen gehört, Ungezwungenheit und Homogenität herstellen können. […] Dank der Tatsache, dass er nur als Oberfläche existiert, tut der Boden seine ganze Arbeit in zwei Dimensionen. Er überzeugt, sortiert, beton, verbindet und trennt durch Oberflächenmuster. Könnte es eine perfektere Folie für die präzise Kantigkeit der Gebäude geben, als das gepflasterte oder gemalte ‚Bewegungsmuster´ auf der irreführenden Flachheit des Bodens?“ (Cullen, 1991, S. 136)

Die erweiterte Eingangssituation od. der Vorplatz – Zurückversetzte oder auch großzügig gestaltete Eingangsituationen schaffen einen Freiraum vor dem Gebäude.

Im Fall des **Hauptgebäudes der Universität Wien** ist der am intensivsten genutzte Raum rund um den Haupteingang. Die geschwungenen Rampen, die großzügige Freitreppe, aber auch der Bereich vor dem Eingang zum Audimax werden als Aufenthaltsorte genutzt. Eine ähnliche Situation findet man beim **Resowi-Zentrum** in Graz vor, bei dem Eingang der sich zum Campusgelände hin orientiert.

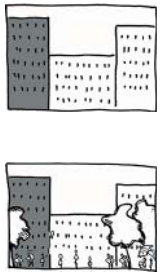


Der, an den Baukörper angrenzende Freiraum – Durch die Positionierung des Baukörpers am Grundstück ensteht ein, auf einer oder mehr Seiten direkt an das Universitätsgebäude angrenzender Platz. Auch durch die Gebäudeform selbst, durch das Verspringen der Fassadenkante können Platzsituationen geschaffen werden, die sich vom direkten Bewegungsfluss absetzten. Je nach Ausbildung können solche Räume für unterschiedliche Nutzungen temporär (z.B.: Feste, Infostände) oder permanent (z.B. Sitzmobiliar) in Besitz genommen werden.
„Schatten, Obdach, Annehmlichkeit und Bequemlichkeit sind die üblichen Gründe für Besitz. […] Obwohl die Zahl der in Besitz genommenen Flächen gering sein mag, ihre unverrückbare Ausstattung lässt der Stadt Menschlichkeit und Verwobenheit auf genau die gleiche Weise zukommen, wie Fenstergesimse einem Haus Struktur und Maßstab geben, auch wenn die Sonne nicht scheint." (Cullen, 1991, S.23)

Im Zuge des Baues des **Juridicums** wurden zwei Straßen entlang des Gebäudes in Fußgängerzonen umgewandelt. Das Universitätsgebäude wird nun an zwei Seiten von einem kleinen, mit Bäumen bepflanzten und Bänken möblierten Platz umgeben. Die jursitische Grenze geht vollkommen in der Platzsituation auf. Wo genau das Gelände der Universität beginnt ist nicht erkennbar.
Der ursprüngliche Idee des Architekten, alle Straßen rund um das Gebäude zu sperren und somit eine durchgehende Platzsituation zu schaffen wurde nicht verwirklicht.

Der Freiraum durchdringt das Universitätsgelände/ den Baukörper – Der Freiraum spannt sich zwischen den zusammengehörenden Universitätsgebäuden auf oder durchdringt das Gebäude im Erdgeschoßbereich.

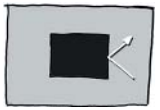
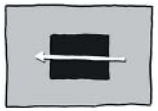
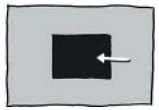
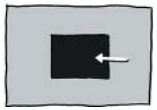
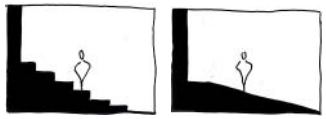
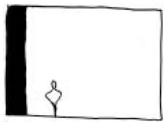
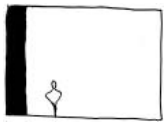
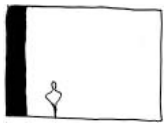
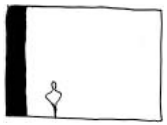
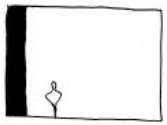
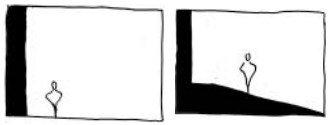
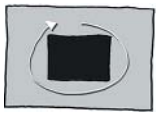
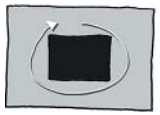
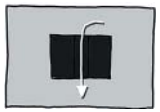
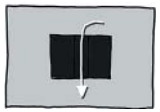
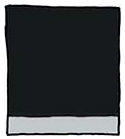
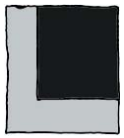
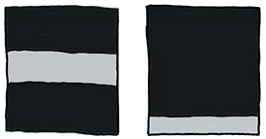
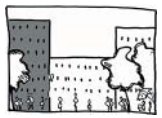
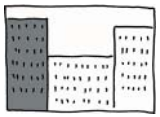
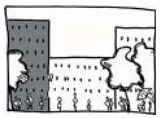
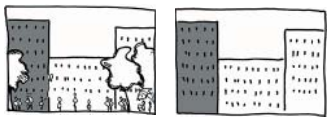
Beim **Freihaus/Bibliothekskomplex der TU- Wien** erweitert sich die Resselgasse zwischen den beiden Gebäuden zu einer öffentlichen Platzsituation die mit Bäumen und den rund um sie angeordneten Bänken zum Verweilen einlädt. Auch der Durchgang entlang des Gebäudes auf Seite der Wiedner Hauptstraße erfährt durch Stehtische, die manche Lokale im Erdgeschoß nach draußen stellen eine breitere Nutzungspalette als die der bloßen Durchwegung.
Beim **Resowi-Zentrum** schiebt sich der öffentliche Raum durch das Gebäude im Erdgeschoß hindurch und erweitert sich vor dem Treppenabgang zu einem kleinen Platz.



5.2.7. Die Umgebung

Ob die Freiräume, die an die Universitätsgebäude angrenzen auch genutzt werden, sich das Universitätsleben auch nach draußen verlagert und somit auch die Aufmerksamkeit anderer Menschen auf sich zieht, hängt nicht zuletzt von der Umgebung ab. Ein interessanter Ausblick lädt zum Verweilen und Beobachten ein.

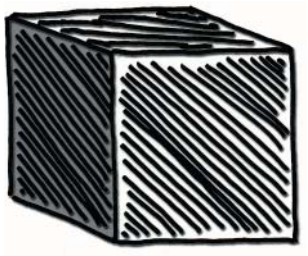
„If the choice is between sitting in a private backyard or in a semiprivate front yard with a view of the street, people will choose the front of the house where there is more to see. People come where people are... where there is the greatest chance of smething happening. People and human activity are the greatest objekt of attention and interest." (Gehl, 1996, S. 27)

Faktor	Hauptgeb. d. Univ. Wien	Juridicum	Freihaus/Bib. - TU Wien	Resowi-Zentrum Graz
Fassade				
Eingang **Haupteingänge**				
Nebeneingänge				
Bewegungsrichtung				
Ausbildung d. juristischen Grenze	**aprubt**	**gleichmäßig**	**modulierend**	**kontrastierend/ modulierend**
Freiräume				
Umgebung				

Tab. 1: Vergleichende Gegenüberstellung der einzelnen Grenzfaktoren

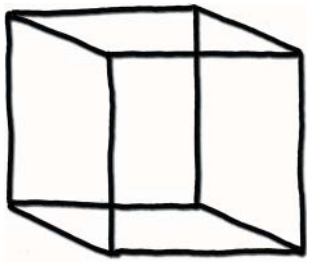
6. Versuch einer Typologisierung

Die im Kapitel 5.2. behandelten Faktoren bestimmen die Qualitäten der drei, im Rahmen der Universitätsanalysen festgestellten Grenztypen, der juristischen, der räumlich-symbolischen, sowie der sozio-funktionalen Grenze. Je nach einwirkendem Faktor gestalten sich diese Grenzen mehr oder weniger durchlässig. In einigen Fällen lösen sie sich scheinbar gänzlich auf, während sie in anderen Fällen durch die einwirkenden Faktoren in ihrer Wahrnehmung noch verstärkt werden.
Setzt man die Faktoren wieder mit den einzelnen Universitätsgebäuden in Beziehung (siehe Tabelle S.99), kann man drei Grundtypen bestimmen. Es soll hier zu keiner Wertung der unterschiedlichen Typen kommen, da je nach Anforderung der Universität oder deren Lage in der Stadt ein bestimmter Typus von Vorteil sein kann.



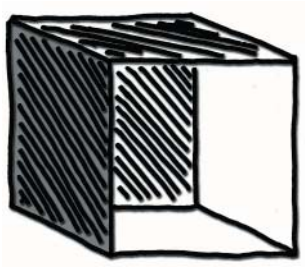
6.1. Phänomen I: Der in sich geschlossene, hermetische Typ

Dieser Typus nimmt am wenigsten Kontakt mit dem umliegenden Freiraum auf. Er ist schlecht bis gar nicht einsichtbar und verbirgt die meiste Zeit, was in seinem Inneren vor sich geht. Die Haupteingänge heben sich klar vom öffentlichen Raum ab und liegen beispielsweise über dem Niveau des Straßenraumes. Der in sich geschlossene Baukörper lässt keine öffentliche Durchwegung zu, er kann lediglich umrundet werden. Die juristische Grenze, oder Grundstücksgrenze ist klar und unmissverständlich gezogen und kann durch bauliche Maßnahmen wie zum Beispiel durch Zäune oder Mauern noch zusätzlich stärker betont werden. Der Übergang zum öffentlichen Raum erfolgt plötzlich und abrupt, ohne vermittelnde Gestaltung. Im Fall einer Blockrandbebauung, wo die Fassadenkante deckungsgleich mit der Grundstückskante ist, verfügt der Baukörper über keine, auf dem Grundstück befindlichen Freiräume, die an den öffentlichen Raum grenzen. So genannte „hybride Grenzräume", die weder dem Universitären noch dem Öffentlichen zugeordnet werden können und Qualitäten beider Seiten in sich vereinen, sind nicht, oder nur in sehr begrenztem Ausmaß vorhanden.



6.2. Phänomen II: Der offene, kommunikationsfreudige Typ

Er bildet gleichsam das Antonym zum vorher genannten hermetischen Typus und sucht, im Gegensatz zum ersten Typus den Austausch mit dem Außen. Die Fassade ist einsichtig oder transparent. Schon beim Vorübergehen ist er funktional klar zuordenbar. Die Haupteingänge sind ebenerdig erreichbar. Der Baukörper erlaubt eine Durchwegung, gliedert sich somit in das urbane Bewegungsnetz ein und führt PassantInnnen direkt durch das Grundstück hindurch. Wie die Bewegungsströme, scheint auch der öffentliche Raum das Grundstück, und den darauf befindlichen Baukörper zu durchfließen. Die Grundstücksgrenzen sind nicht offensichtlich. Der Übergang zwischen dem öffentlichen Raum und dem gebäudeangehörigem Grundstück verläuft gleichmäßig, ohne Akzente zu setzen, oder modulierend, was bedeutet, dass die Grenze zum öffentlichen Raum eine gewissen eigenständige Qualität bekommt. In beiden Fällen sollte man eher von Grenzräumen sprechen. Die Grenze wird nicht baulich klar markiert. Es handelt sich bei den erwähnten Grenzräumen viel eher um hybride Zonen, die die Qualitäten beider Räume in sich vereinen und somit weder dem einen noch dem anderen klar zugeordnet werden können. Die Fassadenkante verläuft nicht deckungsgleich mit der juristischen Grenze. Durch die Form des Baukörpers werden Freiräume aufgespannt und eine Verzahnung zwischen öffentlichem Freiraum und dem, juristisch gesehenem gebäudezugehörigen Freiraum verstärkt.



6.3. Phänomen III: Der Mischtyp

Wie der Name bereits sagt, ist der Mischtyp zwischen den beiden vorher genannten Typen anzusiedeln. Er kann weder als offen, noch als geschlossen bezeichnet werden, sondern vereint Qualitäten des geschlossen und des offenen Typus. Beim Mischtyp kann sich der Baukörper beispielsweise gezielt zu einer Seite, zum Beispiel zum weiteren Universitätsgelände hin öffnen während er zu einer anderen Seite hin schließt.

7. Entwurf eines universitären Freiraums

7.1. Bestandsanalyse

7.1.1. Anlass und Zielsetzung

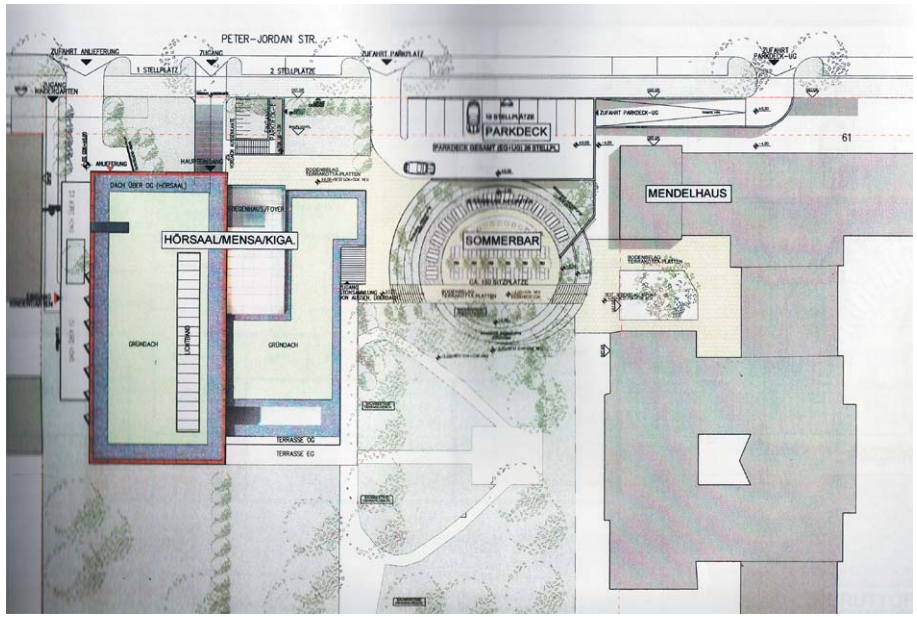


Abb.24: Entwurfsstudie Universität für Bodenkultur, Grundriss

Im Jahr 2006 gab die Universität für Bodenkultur unter dem damaligen Rektor Dr. Hubert Dürrstein dem Büro ECM Projektentwicklung GmbH den Auftrag zu einer Entwurfsstudie über ein neues Hörsaalzentrum auf der Türkenschanze, dem Hauptstandort der Universität.

Die Notwendigkeit eines neuen Gebäudes begründet sich in verschiedenen Entwicklungen, die in absehbarer Zukunft am Universitätsstandort Türkenschanze zu erwarten sind. Zum einen sind die Baracken in der Borkowskigasse eine vorübergehende Lösung und müssen geräumt werden, wodurch Kindergarten und Mensa neue Räumlichkeiten benötigen. Zum Anderen besteht am Universitätsstandort Bedarf nach einem Auditorium Maximum sowie an zusätzlichen Seminarräumen für Lehrende und Studierende.

Die Entwurfsstudie behandelt als möglichen Standort die Fläche zwischen Mendelhaus und neuem Glashaus entlang der Peter-Jordan Straße. Die alten Glashäuser, sowie das Gärtnerhaus werden geschliffen. Die Möglichkeit das geplante Hörsaalzentrum an diesem Standort anzudenken, ergibt sich auch aufgrund des in Planung befindlichen neuen Standortes der Boku in Tulln. Durch die Verlegung von Forschungsflächen diverser Institute nach Niederösterreich würden auf dem derzeit sehr dicht genutzten Gelände des Botanischen Gartens Flächen für eine mögliche Bebauung frei.

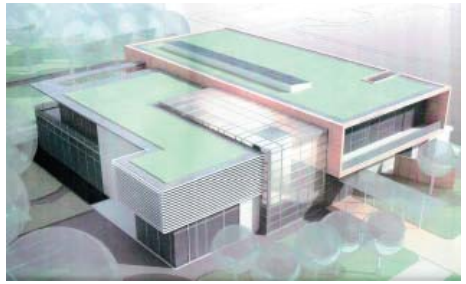


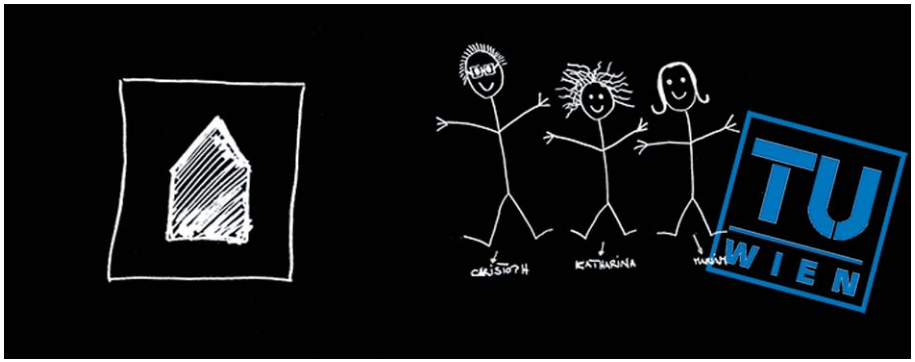
Abb.25: Entwurfsstudie Universität für Bodenkultur, Ansicht

Neben Räumlichkeiten für ein Auditorium Maximum, Mensa, Kindergarten, Shops und Seminarräumen sieht die Studie noch ein, an der Peter-Jordan-Straße gelegenes Parkdeck, sowie eine Sommerbar zwischen neuem Hörsaalzentrum und Hauptgebäude vor.

Der Entwurf wurde innerhalb der Universität ausführlich diskutiert und auch die Forderung, mögliche Alternativen, vor allem unter stärkerer Einbeziehung des Freiraums als Ort für Lehre, Forschung und Aufenthalt anzudenken, wurde laut.

Prof. Martin Treberspurg, der sowohl an der Universität für Bodenkultur am Institut für konstruktiven Ingenieurbau, sowie an der TU Wien lehrt, schrieb im Herbst 2006, in Zusammenarbeit mit Prof. Lilli Licka vom Institut für Landschaftsarchitektur an der Universität für Bodenkultur eine Diplomarbeit zu diesem Thema aus. Gesucht wurden Studentinnen und Studenten, sowohl von der Universität für Bodenkultur, als auch von der TU Wien, die in interdisziplinären Teams alternative Vorschläge zum Entwurf eines neuen Hörsaalzentrums, sowie zur Nutzung und Neugestaltung der universitätseigenen Freiflächen entwickeln sollten.

7.1.2. Aufgabenstellung der Architektur



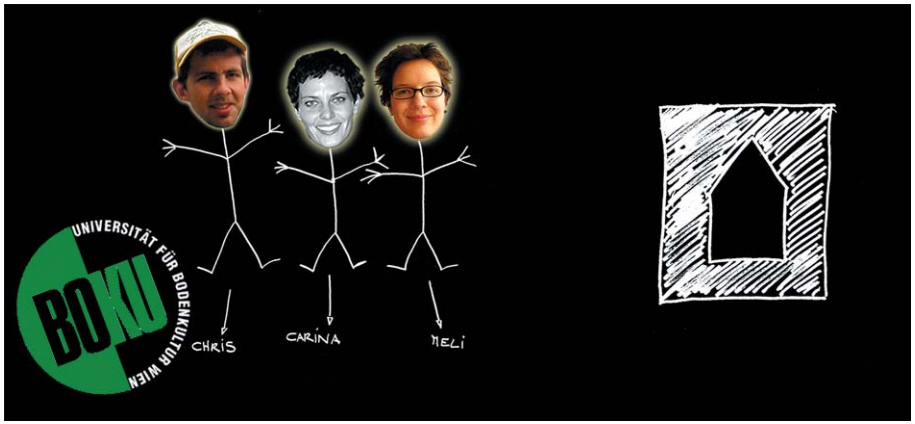
Studierende der TU Wien

Die Aufgabenstellung für die DiplomandInnen der TU- Wien war der Entwurf eines neuen Hörsaalzentrums am Standort Türkenschanze. Bearbeitet wurden hier unterschiedliche Möglichkeiten. Zwei Projekte sehen als Standort die Fläche zwischen Hauptgebäude und neuem Glashaus vor. Ein Projekt beschäftigt sich mit der Bebauung des Innenhofes des Mendelhauses.

Das Hörsaalzentrum soll Raum bieten für:
Audimax
Mensa
Kindergarten
Lern- und Arbeitsräume für Studierende und Lehrende
Erdgeschoßlokale für Fakultas, Hofladen…

Der Entwurf mit dem Standort des Audimax und der Mensa im Innenhof des Hauptgebäudes musste aus Platzgründen Einrichtungen wie Kindergarten, Arbeitsräume usw. vom Audimax entkoppelt auf der Fläche des Boku-Gartens situieren.

7.1.3. Aufgabenstellung der Landschaftsarchitektur



Studierende der Boku Wien

Als StudentInnen der Landschaftsarchitektur hatten wir die Aufgabe, in Kooperation mit der Architektur neue Konzepte für die universitätseigenen Freiräume der Boku zu entwickeln. Wie kann ein neues Nutzungs- und Gestaltungskonzept für den Botanischen Garten der Universität aussehen? Welche Flächen können von Studierenden und Lehrenden bespielt werden? Wie können das neue Hörsaalzentrum und die dazugehörigen Freiflächen in den Bestand eingebunden werden? Diese und andere Fragen galt es im Rahmen des Entwurfs zu beantworten.

Da der Verlauf mancher Entwicklungen zu diesem Zeitpunkt noch nicht abzusehen war, mussten wir für den Entwurf teilweise Rahmenbedingungen selbst definieren. Diese werden noch genauer erläutert, hier seien sie kurz zusammengefasst:

- Die Institute für Pflanzenbau und Pflanzenschutz übersiedeln ihre Versuchsflächen an den neuen Universitätsstandort nach Tulln, die Lehrflächen bleiben auf der Türkenschanze.
- Der Kindergarten bekommt eine Fläche auf dem Gebiet des botanischen Gartens zugesprochen
- Betreffend der Standorte von Tüwi (Türkenwirt) und ÖH gab es keine genauen Angaben. Wir gingen davon aus, dass das Gebäude in der Peter-Jordan-Straße aufgegeben wird und die Räumlichkeiten von Tüwi und ÖH im südlichen bzw. nördlichen Flügeltrakt des Mendelhauses realisiert werden.

7.1.4. Die Zusammenarbeit

Da der Arbeitsstand bei den einzelnen DiplomandInnen bei dem ersten Zusammentreffen recht unterschiedlich war, entschlossen wir uns, zuerst im Alleingang ein Konzept zu entwickeln, und in weiterer Folge zu überprüfen, welche Konzepte in ihren Grundzügen miteinander harmonieren und daraufhin gemeinsam weiter entwickelt werden können. Es bildeten sich im Lauf der Diskussion eine Zweier- sowie eine

Dreier-Gruppe heraus. Ein Diplomandin der TU Wien, deren Arbeit schon sehr fortgeschritten war, entschied sich dafür, allein weiterzuarbeiten.

Die Analyse des Universitätsareals, also die folgenden Unterkapitel von 7.1, entstand als Zusammenarbeit der drei DiplomandInnen der Landschaftsarchitektur.

7.1.5. Methoden

Bei der Analyse des Bearbeitungsgebietes waren neben der Begehung, vor allem die Interviews mit den auf der Fläche beteiligten Nutzergruppen von Bedeutung. Die Erstellung von Schattendiagrammen soll darüber hinaus günstige und weniger günstige Flächen, vor allem für botanische Zwecke aufzeigen.

Abb.26: Historische Aufnahme der Universität für Bodenkultur von 1896.

Abb.27: Simonyhaus (damals Studentenheim) und Garten.

7.1.6. Geschichte der Universität für Bodenkultur

Zur Geschichte der Universität für Bodenkultur siehe http://www.boku.ac.at/geschichte0.html.

Die Gründungsurkunde der Hochschule für Bodenkultur in Wien wurde am 3.4. 1872 von Kaiser Franz Joseph unterzeichnet. Die Etablierung einer landwirtschaftlichen Universität in Österreich wurde ins Auge gefasst, als sich die damalige K.k. Landwirtschaftliche Reichslehranstalt zu Ungarisch Altenburg (noch heute existent als Universität in Mosonmagyraóvár) durch den Ausgleich ab 1867 auf ungarischem Hoheitsgebiet befand (vgl.: Boehm, 1983, S.360ff). Als Gebäude diente vorerst das Palais Schönborn im achten Wiener Gemeindebezirk, ehe man mit der Fertigstellung des Gregor-Mendel-Hauses im Jahr 1896 den Standort an der Türkenschanze bezog. In weiterer Folge wurden das heutige Simonyhaus 1904 als Kaiser Franz Joseph-Studentenheim errichtet und das Guttenberghaus 1911/12 von einem Museum zu einem Universitätsgebäude umgebaut. 1930/31 folgte der Neubau des Justus-von-Liebig-Hauses, das ein zuvor an dieser Stelle befindliches einstöckiges Gebäude ersetzte.

1960 wurde das Universitätsgelände um das Exnerhaus erweitert, 1974 um das architektonisch innovative Schwackhöferhaus, das 1976 mit dem europäischen Stahlbaupreis ausgezeichnet wurde. Aufgrund der Korrosion der Außenkonstruktion und der Verwendung von Asbest zum Brandschutz, wurde das Gebäude bereits 20 Jahre später wieder abgesiedelt und renoviert. 2004 war der Neubau, der auf der alten Stahlkonstruktion fußte, fertig gestellt und konnte bezogen werden (vgl.: Kühn, 2004).

1984 erfolgte die Erweiterung und die Adaptierung des Türkenwirts und des Cieslarhauses, 1994 der Ankauf der Villa in der Max Emanuelstraße 17 als Institutsgebäude.
Hatte die Universität für Bodenkultur aufgrund der notwendigen Versuchsflächen schon sehr bald Standorte abseits der Türkenschanze (Versuchswirtschaft in Groß-Enzersdorf seit 1903), so wurden in den 90er-Jahren weitere Standorte in der Muthgasse (1991) und in Tulln (1994) erschlossen.

Abb.28: Historische Ansicht vom Boku-Garten.

Das Simonyhaus wurde ebenfalls in den 90er-Jahren vom Studentenheim zum „Haus der Landschaft" und ist seit 1998 Institutsgebäude. Im Zuge all dieser Umbauarbeiten war es notwendig einige neue Räumlichkeiten zu schaffen. In der Borkowskigasse wurden 1993 Baracken errichtet, die nach wie vor von der Mensa und dem Kindergarten benutzt werden.

Der botanische Garten der Universität für Bodenkultur steht eng mit ihrer Entstehungs- und Entwicklungsgeschichte in Zusammenhang. Mit der Eröffnung des Gregor-Mendel-Hauses begann man auch die angrenzenden Flächen als botanischen Garten anzulegen.

Abb.29: Historische Ansicht vom Boku-Garten.

Das Arboretum datiert ebenfalls aus dieser Zeit. Die Bäume des Arboretums im Universitätsbereich und diejenigen des angrenzenden, 1988 angelegten und 20 Jahre später erweiterten Türkenschanzparks, ergänzen einander. Der botanische Garten diente von Anfang an als Versuchs- und Lehrfläche, in jüngerer Zeit wird der Schwerpunkt immer mehr auf eine Schutzsammlung gelegt, die den Fortbestand von gefährdeten und ausgestorbenen Pflanzen gewährleisten soll. Neben den Aufgaben der Lehre und Forschung, soll auch die Präsentation in der Öffentlichkeit in Zukunft eine wichtige Rolle spielen (vgl.: Bernhardt/Wagner, 2003, S.10f). Eine genaue Artenzusammenstellung ist bei Kohler-Schneider nachzulesen.

7.1.7. Ausgangssituation

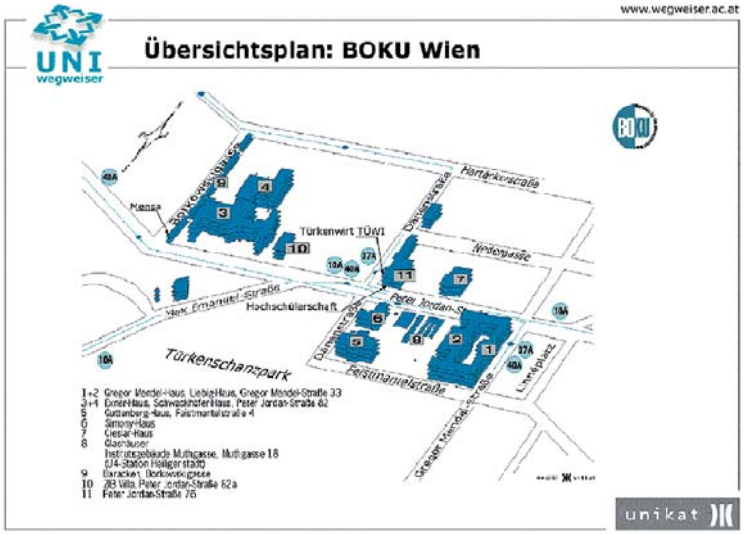


Abb.30: Plan der Universität für Bodenkultur.

Abb.31: Boku-Garten, Panoramafoto vom Cieslar-Haus.

Abb.32: Blick aufs Simonyhaus.

Abb.33: Drahtkäfig und bot. Anbauflächen.

Abb.34: Arboretum.

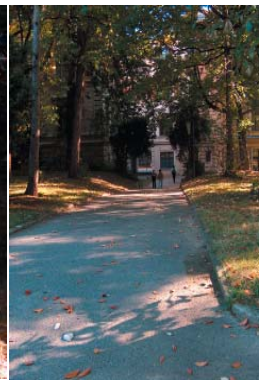


Abb.35: Weg vom Guttenberghaus zum Mendelhaus.

Abb.36: Blick aufs Hauptgebäude vom Guttenberghaus.

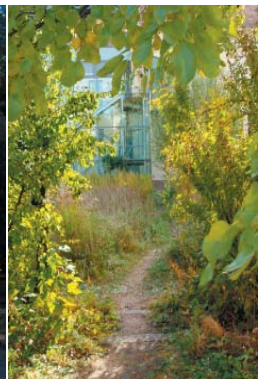


Abb.37: Verbindungsweg zwischen Simony- und Guttenberghaus

Die Fotos sollen einen Eindruck vom Universitätsareal vermitteln. Ein Bestandsplan findet sich im Anhang.

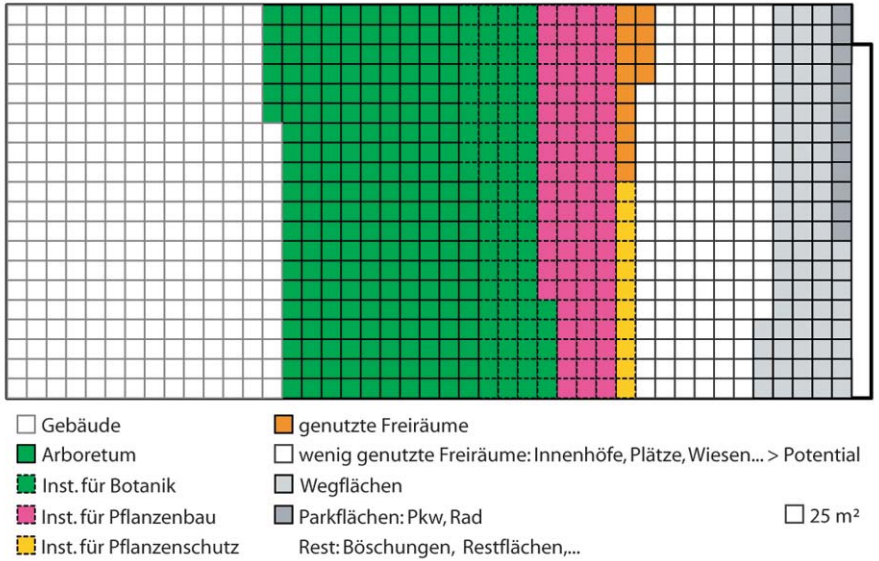


Abb.38: Flächenanteile

Die Untersuchung des Areals bestätigte die selbst gemachte Erfahrung, dass sehr wenig an Fläche wirklich zur aktiven Benutzung der Studierende oder Lehrende zur Verfügung steht. Ein großer Teil der Fläche wird von den Instituten als Versuchs- und Demonstrationsfläche benötigt. Im Fall des Arboretums stellt sich die Frage, ob man dieses nicht verstärkt auch als Aufenthaltsraum nutzen könnte (siehe Abb. 34). Auffällig ist der große Anteil an schlecht nutzbaren Flächen, wie dem Innenhof, den beiden kleinen Höfen oder anderen gebäudebezogenen Freiräumen (Abb. 38). Hier gibt es sicherlich ein Potential, durch gestalterische Maßnahmen, qualitätsvolle Freiraumsituationen zu schaffen.

Abb.39: Improvisierter Sitzbereich hinter dem Simonyhaus.

7.1.8. Interviews

Gespräche mit VertreterInnen der, die Freiflächen nutzenden Lehr- und Forschungseinrichtungen (Institut für Botanik, Institut für Pflanzenbau, Institut für Pflanzenschutz) gaben Aufschluss über die bestehenden funktionalen Zusammenhänge. Mittels strukturierter Fragebögen wurden Freiraumfunktionen, NutzerInnen und deren Nutzungsweisen sowie das Ausmaß und die Eignung der im Garten verfügbaren Freiflächen erhoben. Weiters wurden die Ansprüche an die jeweilige Nutzung und ihren Standort in Erfahrung gebracht.

Angesichts der zum Aufnahmezeitpunkt diskutierten Verlegung der Forschungstätigkeit der beiden Institute Pflanzenbau und Pflanzenschutz nach Tulln, war auch die Frage nach der zukünftigen Nutzung ihrer Gartenflächen am Standort Türkenschanze von Bedeutung.

Die folgende Tabelle zeigt eine Gegenüberstellung der gewonnen Informationen seitens Lehr- und Forschungstätigkeit.

Tab.2: Analyse der aktuellen Flächennutzung im Bereich des Botanischen Gartens.

	Insitut für Botanik	Institut für Plfanzenbau	Institut für Pflanzenschutz
Aktuelle Flächennutzung	Forschung: Versuchsflächen Artenschutz Lehre: Demonstrationsflächen, Gewinnung Pflanzenmaterial (Freiland, Altes Glashaus, Gerätenschuppen)	Forschung: Versuchsflächen Lehre: Demonstrationsflächen (Freiland, Drahtkäfig, Altes Glashaus)	Forschung: Versuchsflächen Lehre: Demonstrationsflächen (Freiland, Neues Glashaus)
Organisation der Beete	Dauereinrichtung Arboretum, längerfristige Schaugärten, mehrjährige Versuche mit variabler Flächenorganisation	Parzellierung: räumllich 1*2m jährlicher Umbruch	Parzellierung: räumlich variabel langjährig bis halbjährig
Eignung der Freiflächen	An Standortfaktoren weitgehend angepasste aktuelle Nutzungs-verteilung	Pflanzenzüchtung (Lehre): gut Pflanzenforschung: nicht gut, da sehr inhomogene Verhältnisse	Eignung für Forschung nicht gegeben
Ausmaß der Freiflächen	ca. 1.900 m² ohne Arboretum Arboretum ca. 5.900 m² Lehr- und Forschungsflächen nicht voneinander abgrenzbar	Demonstration: ca. 890 m² Forschung: ca. 1200 m² Ausmaß ausreichend	ca. 250 m² insgesamt Ausmaß nicht ausreichend
Maximales Flächenausmaß	–	aktuelle Demoflächen inkl. Reserveflächen	–
Minimales Flächenausmaß	–	akutelle Demoflächen abzgl. kleinerer Flächen	aktuelle Fläche 250 m²
NutzerInnen	Lehrende, Forschende, Studierende, Gärtner	Lehrende, Forschende, Studierende, Gärtner	Lehrende, Forschende, Studierende
Standortansprüche	Nach Nutzung unterschiedliche Ansprüche, Anlieferungszufahrten, befestigte Stellflächen	homogene Bedingungen und großes Flächenausmaß für Forschungsflächen, Wasseranschluss, Geräteunterbringung, Aufenthaltsräume für Gärtner	Wasseranschluss, Wegbreite für Maschinenpflug Geräteunterbringung
Wünsche Szenario Standortswechsel Tullln	–	Beibehalten aktueller Demo-flächen Türkenschanze	Beibehalten aktueller Gesamtflächen Türkenschanze

Im Hinblick auf das Entwurfsszenario, das eine Aufgabe ihrer aktuellen Standorte außerhalb und die Verlegung in das Entwurfsgebiet beinhaltet, wurden auch Gespräche mit VertreterInnen des Boku-Kindergartens und des Kulturvereines TÜWI geführt. Daraus gingen die in der folgenden Tabelle zusammengefassten entwurfsrelevanten Informationen hervor.

Tab.3: Analyse der aktuellen Flächennutzung des Kindergartens und des TÜWI.

	Boku - Kindergarten	**Institut für Pflanzenschutz**
Freiflächennutzung	Krabbelstube: Garten hinter Tüwi-Baracke Kindergarten: Garten hinter Tüwi-Baracke, Hugo-Wolff-Park, Türkenschanzpark, Pötzleinsdorfer Schlosspark	Gastgarten
Organisation im Freiraum	räumlich: freies, selbstständiges Spielen im Vordergrund zeitlich: bis täglicher Aufenthalt im Freien (Mo - Fr: 8.00 - 16.30)	TÜWI Gastbetrieb, Veranstaltungen Mo - Fr 8.00 - 00.00 (bei Veranstaltungen bis 4.00, auch samstags und sonntags) während der Ferien geschossen HOFLADEN Mo - Fr 10.00 - 19.00
Eignung der Flächen	bedingt gut bis wenig gut	–
Ausmaß der Freiflächen	Garten TÜWI-Baracke ca. 360 m²	Gastgarten ca. 380 m²
Maximales Flächenausmaß	–	–
Minimales Flächenausmaß	Fläche des aktuell genutzten Gartens hinter TÜWI-Baracke	–
NutzerInnen	Krabbelstube m. max. 20 Kindern (1-3 Jahre) und 2 BetreuerInnen, Kindergarten m. max. 20 Kindern (3-6 Jahre) und 2 BetreuerInnen, Eltern	–
Anforderungen/Wünsche	Freiraumzuordnung zum Kindergarten, Einzäunung , Rasenfläche u. befestigte Fläche, Wäscheleine, Sitzmöglichkeiten für Kinder, differenzierte Nutzungsmöglichkeiten, raumstrukturierende Ausstattung, Wasseranschluß und Sandspielfläche, ausgewogenes Besonnungs- u. Beschattungsverhältnis, Eignung der Zugänge im Außenraum für Rodeln, Beleuchtung	–

Der Gesprächsleitfaden, der für die Interviews verwendet wurde, findet sich im Anhang.

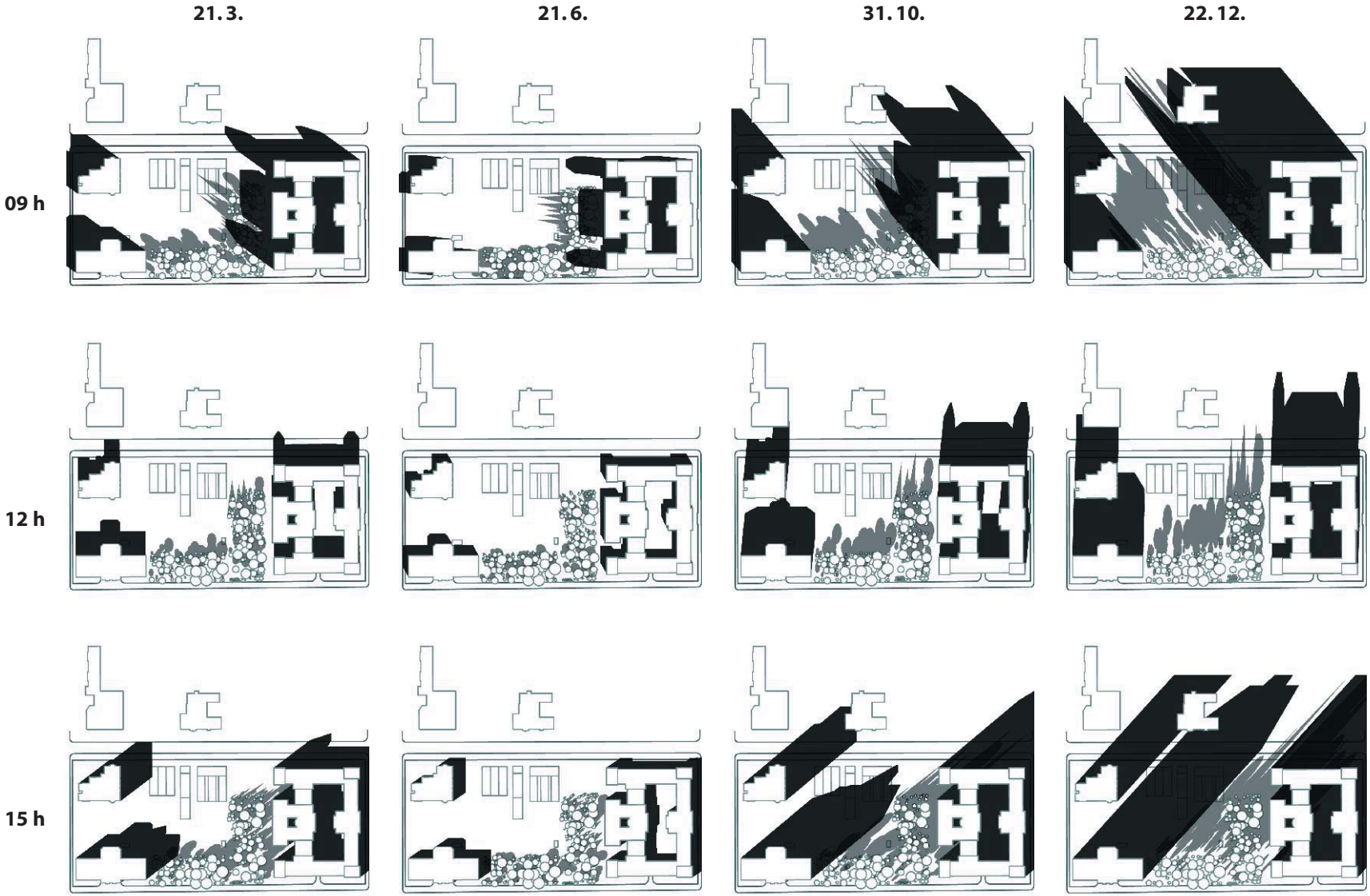
7.1.9. Sonneneinstrahlung und Beschattung

Bei einer Untersuchung der beschatteten Flächen im Jahresverlauf, fällt auf, dass die Flächen nördlich des Guttenberghauses, sowie diejenigen nördlich des Laubbaum- und des Nadelbaumarboretums am wenigsten Sonne über das Jahr verteilt erhalten. Die Flächen am Laubbaum-Arboretum sind dabei noch etwas begünstigt, da das lückige Blätterdach der Baumkronen im Sommer und der Verlust der Blätter im Winter dafür sorgen, dass doch etwas Licht durchkommt und sie nicht vollständig im Schatten liegen. Im Gegensatz dazu erhalten die Flächen nördlich des Guttenberghauses im Winter zum Teil kaum direkte Sonneneinstrahlung. Ebenso werden die Flächen nördlich des Nadelbaum-Arboretums im Spätherbst und Winter wenig besonnt. Aufgrund der tiefstehenden Sonne sind sie vormittags vom Mendelhaus und mittags von den Nadelbäumen beschattet. Erst am Nachmittag dringen einige Sonnenstrahlen in diesen Bereich vor, ehe sich ab 16h der lange Schatten des Guttenberghauses über die Fläche legt.

Am meisten Sonneneinstrahlung gibt es im Bereich der alten und der neuen Glashäuser, die selbst im Winter einige Stunden direktes Sonnenlicht erhalten. Im Anschluss an die Gebäude verfügen die Flächen teilweise ganzjährig über direkte Sonneneinstrahlung, zum Arboretum hin himmt diese kontinuierlich ab. Am meisten besonnt, ist die Fläche hinter den neuen Glashäusern. Hierbei wurde das davor liegende Drahthaus, das einen Teil der Sonneneinstrahlung abhält, jedoch nicht berücksichtigt. Die Fläche wird aber durch die Reflexion am Glashaus zusätzlich indirekt besonnt.

Viel Sonne erhalten auch die Flächen zwischen den Glashäusern und dem Laubbaum-Arboretum, und zwar diejenigen, die nicht direkt an das Arboretum grenzen. Bei Betrachtungen der Diagramme muss man sich hier vor Augen halten, dass im Herbst und Winter der Schatten, den die Bäume werfen nicht ganz so dicht ist, da diese ihre Blätter verlieren.

Tab.5: Beschattung des Areals im Tages- und Jahresverlauf.



7.1.10. Gebäude und Standortfragen

Zum Zeitpunkt, als wir unsere Arbeit aufnahmen, waren einige Standortfragen der Universität für Bodenkultur noch gänzlich ungeklärt. Sowohl die Frage, ob und wo das neue Hörsaalzentrum errichtet werden könnte, war offen, als auch, ob der Standort Tulln erweitert werden und das Gebäude, in dem das Tüwi (Türkenwirt) und die Büros der ÖH (Österreichischen HochschülerInnenschaft) untergebracht sind, verkauft werden würde. Um effektiv mit dem Entwerfen beginnen zu können, mussten wir diesbezüglich einige Annahmen treffen.

Im Laufe unserer Erhebung stellt sich heraus, dass zwei der drei am Standort Türkenschanze mit Flächen ausgestatteten Institute, das Institut für Pflanzenbau und Pflanzenzüchtung, sowie das Institut für Pflanzenschutz, eventuell Teile ihrer Institute nach Tulln übersiedeln sollten. Wir gingen davon aus, dass der Standort Tulln erweitert und die für die Errichtung eines Hörsaalzentrums notwendige Fläche am Standort Türkenschanze frei würde.
Unserer Meinung nach ist die Errichtung eines Hörsaalzentrums an der Türkenschanze, ohne gleichzeitige Gewährleistung von Alternativstandorten für Versuchsflächen, beispielsweise am Standort Tulln, sehr schwer möglich. Einzig bei der überlegten Innenhofvariante ließe sich der jetzige Stand der Dinge erhalten.

In der Abbildung 41 sieht man die von den Instituten derzeit beanspruchten Flächen. Nach den Gesprächen mit den jeweiligen Institutsleitern entwickelten wir ein Szenario, von dem wir bei unserem Entwurf ausgehen wollten. Wir sahen zum einen den Erhalt des Status Quo der Flächen des Instituts für Botanik vor, ebenso die des Instituts für Pflanzenschutz, da die derzeitigen Flächen vor allem für Lehrzwecke benötigt werden. Zum anderen gingen wir davon aus, dass das Institut für Pflanzenbau und Pflanzenzüchtung seine Versuchsflächen nach Tulln verlegen könne, diese Flächen somit frei würden, jedoch Demonstrationsflächen für die Lehre am Standort Türkenschanze unbedingt zu erhalten seien.

Des Weiteren gingen wir davon aus, dass das Gebäude, in dem sich Tüwi und ÖH befinden, in Zukunft nicht mehr der Universität zur Verfügung stehen würde. Zu Beginn der Arbeit wurden die Alternativstandorte Nord- (ÖH) und Südtrakt (Tüwi) des Mendelhauses diskutiert. Im Entwurf gehen wir von diesen neuen Standorten aus. Der Garten des Kindergartens, der sich derzeit hinter der Tüwi-Baracke befindet, wird dadurch ebenfalls anderswo zu ersetzen sein. Die alten Glashäuser und das dazugehörige Gebäude, an deren Stelle in der Entwurfsstudie das Hörsaalzentrum situiert wurde, müssen, unserer Annahme nach, nicht erhalten werden.

Abb.40: Ist-Zustand.

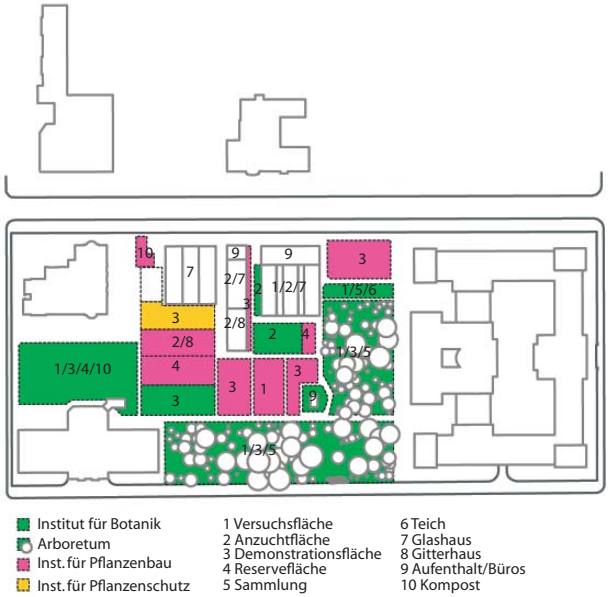


Abb.41: Ist-Zustand nach Instituten.

Abb.42: Situation bei der Realisierung des Standortes Tulln.

Die getroffenen Annahmen zusammengefasst:

Annahme 1:
Der Standort Tulln wird erweitert, Versuchsflächen wandern vom Standort Türkenschanze ab.

Annahme 2:
Das Tüwi-Gebäude wird verkauft. Tüwi und ÖH brauchen neue Räumlichkeiten, der Kindergarten einen adäquaten Freiraum.

Annahme 3:
Die alten Glashäuser und das dazugehörige Gebäude können abgerissen werden.

Abb.43: Am Standort verbleibende Flächen nach Instituten.

Abb.44: Am Standort Türkenschanze verbleibende Flächen

7.1.11. Varianten

Der nächste Schritt war unterschiedliche Varianten auszuarbeiten, wie die übrig bleibenden Flächen arrangiert werden können, damit Platz für das neue Hörsaalzentrum mit Audimax und Mensa, sowie den Kindergarten und einen dazugehörigen Freiraum geschaffen wird.

Wurden bei Variante A die Flächen noch eher willkürlich angeordnet, so kommt es bei den Varianten B bis E zu einer Anordnung der Flächen nach Instituten. Betrachtet man diese letztgenannten, so sieht man, dass durch die Umgruppierung Flächen freigesetzt werden, die insgesamt wohl die Größe haben, die notwendig ist, um die erforderliche Neuplanung zu realisieren.

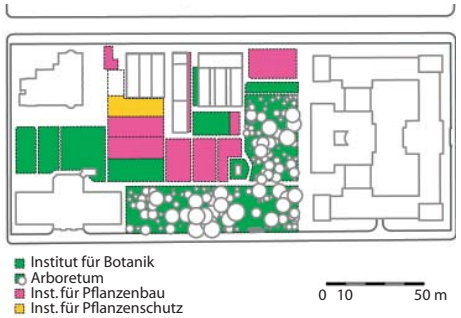


Abb.45: 0 - Variante.

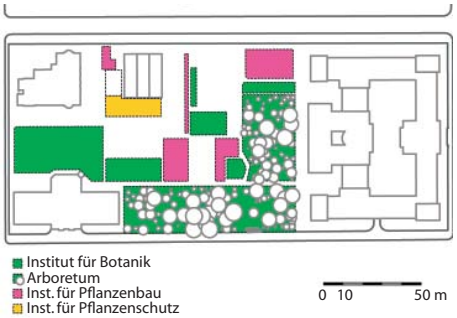


Abb.46: Aussganssituation bei Realisierung von Tulln.

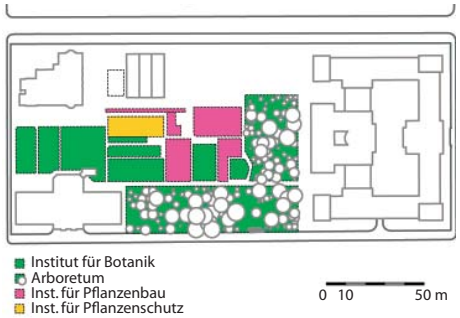


Abb.47: Variante A.

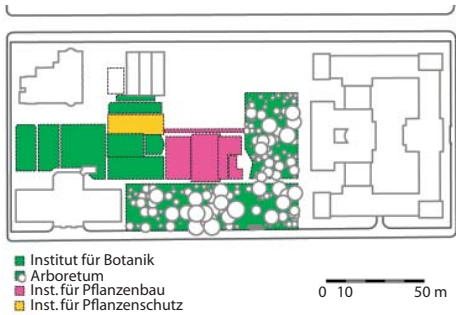


Abb.48: Variante B.

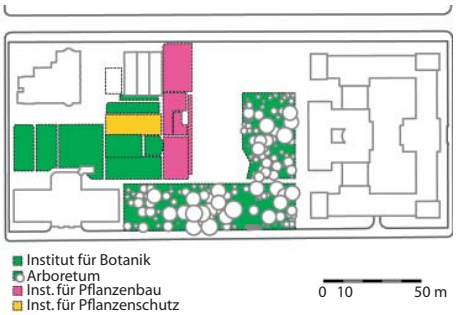


Abb.49: Variante C.

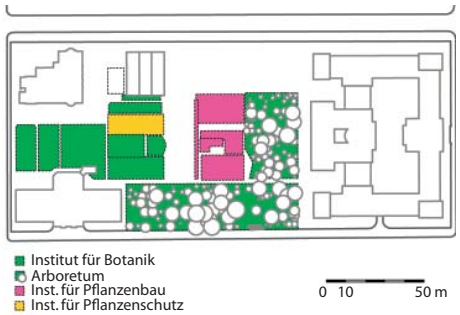
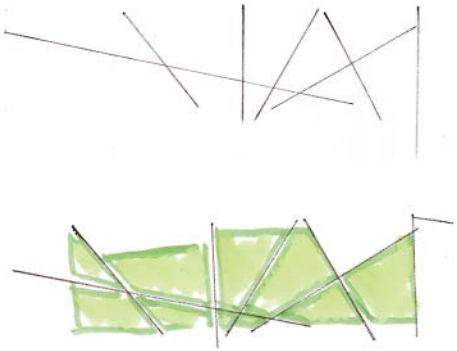


Abb.50: Variante D.

7.2. Der Entwurf - Ein grüner Teppich verbindet

Nachdem wir zu dritt die Grundlagen erarbeitet hatten, widmete sich jeder seinem eigenen Entwurf. Die ersten Konzepte wurden in gemeinsamen Treffen mit den Studierenden der TU-Wien präsentiert und diskutiert. Schließlich wurden Zweier-Teams von Architektur und Landschaftsarchitektur fixiert. Die Architekturstudentin Mariam Djalili, mit der ich in weiterer Folge im Team zusammenarbeitete, entwickelte einen Entwurf für ein neues Hörsaalzentrum auf der Flächen des Gärtnerhauses und des alten Glashauses an der Peter-Jordan-Straße.



erste Entwurfsskizzen.

7.2.1. Zielsetzungen

Im Verlauf der Analysearbeiten zum Planungsgebiet kristallisierten sich für den Entwurf mehrere Anforderungen bezüglich der zukünftigen Qualitäten der Universitätsfreiflächen und deren Nutzung heraus, die im Folgenden als Zielsetzungen zusammengefasst werden.

7.2.1.1. Ein stärkeres Bewusstsein für den botanischen Garten schaffen

Im botanischen Garten der Universität für Bodenkultur können Schaugärten, wie zum Beispiel ein Duftgarten oder ein Bauerngarten besichtigt werden. Weiters gewinnt man anhand der teilweise auch beschrifteten Versuchsflächen einen Einblick in die Arbeit der einzelnen Institute. Die mit Namensschildern gekennzeichneten Bäume des Arboretums sind für StudentInnen eine gute Möglichkeit um für Prüfungen zu lernen. Der Botanische Garten der Universität für Bodenkultur ist Mitglied bei der ARGE Österreichischer Botanischer Gärten und auf der Homepage auch als öffentlich zugänglicher Garten angeführt. (vgl.: http://www.botanik.univie.ac.at/hbv/index.php?nav=103, 16.3.2008)

Abb.51: Bewusstsein für den botanischen Garten schaffen.

Trotz der Vielzahl an interessanten botanischen Schauflächen wird der Garten von den meisten StudentInnen während ihres Studiums nur peripher wahrgenommen. Er dient vor allem als Verbindungsraum zwischen den einzelnen Universitätsgebäuden. Ein übergeordnetes Ziel war, das Bewusstsein der StudenInnen, aber auch der MitarbeiterInnen der Universität, die nicht im und mit dem botanischen Garten arbeiten für dessen vielfältiges Angebot zu schärfen. Dass der botanische Garten der Universität auch von universitätsfremden Personen besichtigt werden kann, soll stärker nach außen hin vermittelt werden.

7.2.1.2. Lernen vom botanischen Garten

Die Vielzahl an Schauflächen, Versuchsaufbauten und beschilderten Pflanzen schaffen für StudentInnen und MitarbeiterInnen der Universität, aber auch für externe Personen die Möglichkeit, sich inmitten der

Abb.52: Lernen vom Garten.

Abb.53: Lernen im Garten.

Abb.54: Lehren im Garten.

Universitätsgebäude, in botanischen Bereichen weiterzubilden. Eine klarere und übersichtlichere Unterteilung der einzelnen Flächen nach Themenfeldern, sowie eine bessere Beschilderung der Demonstrations- und Versuchsflächen, sowie des Arboretums sollen die Auseinandersetzung mit dem Garten, und das von ihm Lernen noch attraktiver und einladender gestalten.

7.2.1.3. Lernen im botanischen Garten

Ein größeres Angebot an Freiräumen mit unterschiedlichen Qualitäten sollen StudentInnen und Universitätsbediensteten die Möglichkeit bieten, den botanischen Garten auch während der Freizeit als Aufenthaltsraum zu nutzen, um dort entspannt lesen, lernen oder diskutieren zu können.

7.2.1.4. Lehren im botanischen Garten

Die geschaffenen Freiräume sollen auch Anreiz für Lehrende der Universität sein diverse Veranstaltungen wie Vorlesungen oder Seminare spontan nach außen zu verlegen, den botanischen Garten verstärkt in den Unterricht einzubinden und ihn als erweiterten Raum für Lehre zu begreifen.

7.1.2.5. Die Universität stärker nach außen öffnen

Im Entwurf sollte der Frage nachgegangen werden, mit welchen freiraumgestalterischen Mitteln die Universität stärker geöffnet und Verzahnungen, Verknüpfungspunkte und Irritationen zwischen dem universitären Freiraum und dem öffentlichen umliegenden Freiraum geschaffen werden können. Durch die intensive Auseinandersetzung mit dem Thema Grenze ergaben sich für mich einige Punkte, die meiner Meinung nach die Öffnung der Universitäten nach außen fördern können, und die im weiteren Entwurfsprozess eingeflossen sind.

Hybride Zonen in denen sich Grenzen überlappen, wo nicht eindeutig klar ist, wo ein Raum beginnt und ein anderer aufhört, vereinigen in sich die Qualitäten beider Räume. Sie schaffen einen fließenden Übergang vom einen zum anderen. Die Grenzen sind vielleicht bei genauerem Hinsehen zu erkennen, aber beim Überschreiten werden sie nicht wahrgenommen. Im Fall der Universitäten erleichtern es solche Zonen auch universitätsfremden Menschen die Grenzen zu überschreiten.

Eine transparente Gebäudefassade ermöglicht dem Vorübergehenden Einblicke in das Leben im Inneren zu bekommen. Man sieht, welche Menschen in den Universitäten arbeiten und studieren und wie ihr Alltag aussieht. Die Universität ist kein in sich geschlossener Körper, wo man gezwungen ist ihn zu betreten wenn

man etwas über das Vorgehen im Inneren sehen möchte. Auf diese Art und Weise kommen Passanten unbewusst und im alltäglichen Leben immer wieder mit der Universität in Kontakt. Sie ist nicht mehr ein vollkommen unbekannter Raum.

Abb.55: Die Universität nach außen öffnen.

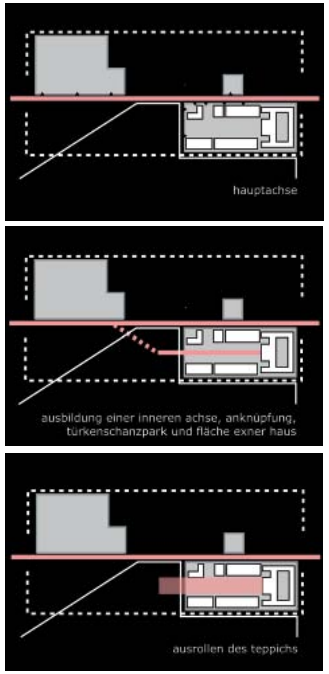
Auch Anreize sich in ihrer Nähe aufzuhalten können die Universität nach außen hin öffnen. Solche Anreize können zum Beispiel ansprechende Freiräume um und in der Universität sein, die als öffentlich Räume verstanden werden, zum Verweilen anregen und die Menschen dazu motivieren, sich mit der Universität auseinander zu setzen.

Auch in die andere Richtung bieten nutzungsoffene Freiräume der Universität, den StudentInnen… die Möglichkeit Aktivitäten nach außen zu verlagern. Feste, Informationsveranstaltungen, Märkte usw., all dies zieht nicht nur die Aufmerksamkeit von StudentInnen und Universitätsmitarbeitern auf sich. Spontan bespielbare Freiräume können der Universität eine Plattform bieten um gezielt Öffentlichkeitsarbeit und Werbung zu betreiben. Aktivitäten, Arbeitsbeispiele und dergleichen, welche die Universität nach außen verlegt können sowohl von temporärer, als auch permanenter Dauer sein.
Lokale und Geschäfte können die Erdgeschoßzonen der Universitäten öffnen. Ob sie allerdings auch die Universitäten selbst für Außenstehende öffnen, hängt unter anderem von deren Positionierung und Einbindung innerhalb der Universität oder des Universitätskomplexes ab, und ob angrenzend Freiräume zur Verfügung stehen damit man auch mal länger bleibt, als nur für die Dauer eines Einkaufs.
Hat das Geschäftslokal im Erdgeschoß keinen räumlichen Bezug zur Universität und liegt, wie ein für sich stehender, entkoppelter Kubus im Randbereich, werden vermutlich Menschen, die dieses Geschäftslokal aufsuchen, wenig von der Universität rund um sie bemerken.

Ebenerdige Eingänge sind barrierefrei. Dies gilt im übertragenen Sinne auch für deren psychische Wirkung nach außen. Großzügige und möglichst transparente Eingangssituationen wirken einladend. Leicht zurückgesetzte Eingangsituationen nehmen den Eintretenden schon vor dem eigentlichen Eintreten in den Baukörper auf.

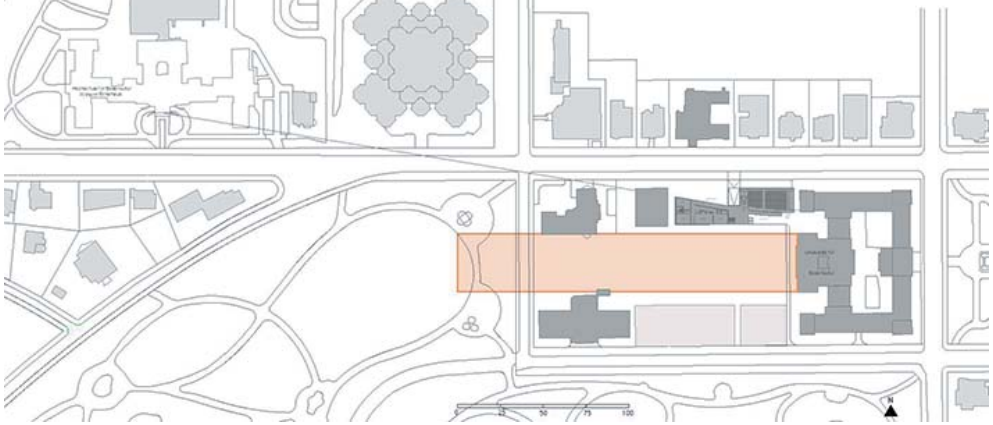
7.2.2. Funktionales und Gestalterisches Konzept

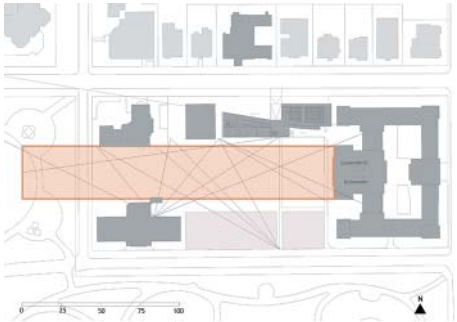
7.2.2.1. „Den Teppich ausrollen“



Konzept des Teppichs.

Sowohl das Gärtnergebäude als auch das alte Glashaus an der Peter-Jordan-Straße werden geschliffen. Der Baukörper des neuen Hörsaalzentrums, der in seiner Form die Richtung zum Exner-Haus aufnimmt, schirmt die dahinter liegende Fläche von der stark befahrenen Straße ab und beeinflusst somit auch die akustische Landschaft des botanischen Gartens. Das neue Gebäude fügt sich in die bestehenden Volumenkörper der übrigen Universitätsgebäude, so wie des Arboretums ein und verstärkt die mittlere Achse des Geländes. Zu der bisherigen Verbindungsachse zwischen den einzelnen Grundstücken der BOKU, die entlang der Peter-Jordan Straße verläuft, entsteht im Inneren der Universität ein bepflanztes Pendant. Der Raum, der sich wie ein Teppich vom Hauptgebäude der Universität auszurollen beginnt und bis in den Türkenschanzpark hineinfließt, zitiert in Lage und Form die Idee eines Parterres in einer gestalterisch neuen Interpretation.
Die thematisch und geschichtlich miteinander verbundenen Flächen des Türkenschanzparks und des botanischen Gartens der Universität erfahren nun auch eine gestalterische und funktionale Verknüpfung.
Der botanische Teppich, der als neues Element in den Türkenschanzpark eindringt und dessen Mauern aufschiebt versteht sich als gezielte Irritation, die Blicke und Aufmerksamkeit in Richtung Universität lenkt.
„Dasein in Bewegung ist Grenzüberschreitung. So werden wir genötigt, den Übergang zu denken. Die Erfahrung der Grenze als Übergang ist eine begriffliche. Sie impliziert die wechselseitige Durchdringung des Verschiedenen, nicht Abstoßung, sondern Osmose“ (Holz, in: Schmidt, 2002, S.9)





Das interne Verbindungsnetz.

7.2.2.2.„Intern ordnen“

Sowohl geländeinterne Verbindungsachsen, als auch jene zu den umliegenden Universitätsflächen werden wie ein Netz über den Teppich gelegt. Sie schnitzen aus der übergeordneten Form des Teppichs Pflanzflächen und bespielbare Räume heraus.

Die Breite der einzelnen Verbindungswege orientiert sich an einer dreistufigen Gewichtung. Primäre Hauptverbindungsachsen ermöglichen ein schnelles Durchqueren, auch für RadfahrerInnen, und sind für die GärtnerInnen bei Bedarf auch befahrbar. Sekundäre Wegeverbindungen sind vornehmlich den FußgängerInnen vorbehalten. Als tertiäre Verbindungen werden die schmalen Pfade gesehen, welche die Pflanzflächen durchlaufen und diese noch einmal untergliedern. Sie sind temporär und werden sich entsprechend der Aufteilung innerhalb der Pflanzflächen immer wieder verändern. Manche werden nur eine Saison lang bestehen, andere, je nach Dauer des durchgeführten Versuchs, über einige Jahre.

primäre Hauptverbindungsachsen

sekundäre Wegeverbindungen

temporäre Pfade

Grundriss, ohne Maßstab

7.2.2.3. „Grenzen überschreiten“

Derzeit verläuft entlang der Grundstücksgrenze des Planungsgeländes auf der Türkenschanze ein, auf einem Betonsockel montierter Metallzaun. Bis auf die Freitreppen zum Haupteingang des Gregor-Mendel-Hauses und dem Eingangsbereich Guttenberghauses verläuft der Zaun durchgehend. Alle übrigen Gebäude auf dem Gelände stehen von der Grundstücksgrenze nach innen abgerückt.

Der Entwurf zum neuen Hörsaalzentrum von Mariam Djalili orientiert sich in seinem Konzept nach außen. Die Form des Baukörpers greift die gedachte Linie zum Exner-Haus auf und öffnet sich großzügig in Richtung Peter-Jordan-Straße.

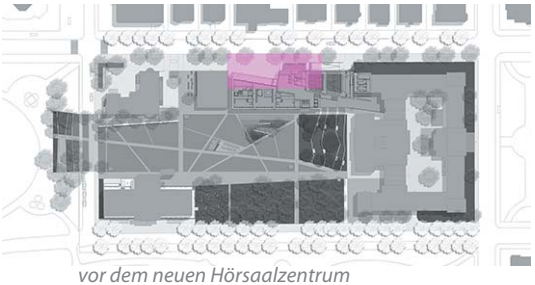
Auch die Neuziehung der Universitätsgrenzen orientiert sich an dieser Offenheit. In einem ersten Entwurfskonzept sollte die bauliche Markierung der Grundstücksgrenzen zur Gänze fallen. Da jedoch von Seiten der Universität die Notwendigkeit besteht, das Gelände bei Bedarf schließen zu können wurde diese erste Intention wieder verworfen.

Der neue Zaun wird weiter innen gezogen. Wo immer es möglich ist wird er durch die Gebäudekante ersetzt. Die Freiräume entlang der Peter-Jordan-Straße, die vorher innerhalb der Universitätsgrenzen gelegen sind, treten nun nach außen. Der einheitliche Bodenbelag auf diesen Flächen, und auf dem, am Grundstück entlanglaufenden Gehsteig, schaffen eine neue, großzügige Offenheit. Die Grenzen zwischen Universität und öffentlichem Straßenraum beginnen teilweise zu verschleifen. Der breite Boulevard entlang der Peter-Jordan-Straße bietet der Universität Raum für temporäre Nutzungen, wie zum Beispiel Informationsveranstaltungen, Feste, Märkte, mit denen sie auch nach außen hin Signale setzten und sich präsentieren kann.

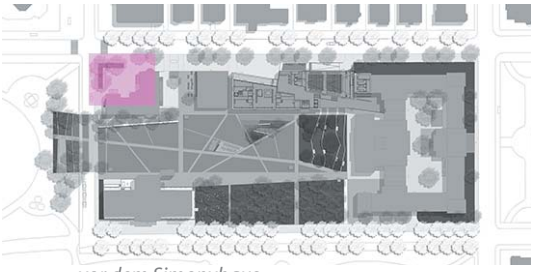
Entlang der Dänenstraße, wo der Teppich über die Straße in den Türkenschanzpark vordringt, orientiert sich die Einfriedung an der Gebäudekante des Simonyhauses und verläuft durch die Pflanzflächen hindurch in Richtung Guttenberghaus. Die Grenzen des Universitätsgeländes fungieren entlang dieser Seite wie ein Filter. Sie stehen für neugierige und interessierte Menschen offen, vermitteln aber nicht diese absolute Offenheit wie es der Platz vor dem neuen Hörsaalzentrum tut. Die hier vorherrschende höhere und wildere Bepflanzung, beispielsweise die Sukzessionsflächen des Instituts für Botanik, verbergen die Einfriedung. Die Wege sollen prinzipiell offen durchwegbar bleiben. Bei Bedarf können sie mittels Schiebeelementen problemlos gesperrt werden.

Dort wo der Teppich über die Dänenstraße verläuft, weisen die nunmehr einspurige Fahrbahn und der Gehsteig den gleichen Belag (dunkelgraue Betonplatten) auf, der sich von den umliegenden Flächen unterscheidet. Der subtile Wechsel am Boden soll andeuten, dass man sich ab diesem Schritt in einem anderen Raum, einem neuen Bereich wieder findet.

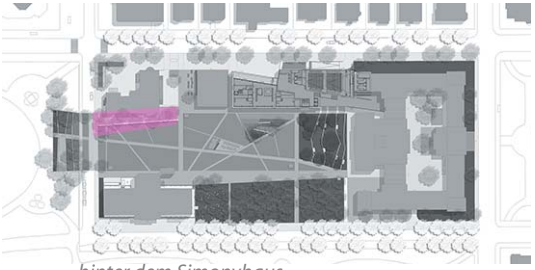
7.2.2.4. Lehr - Lern – Lebens – Räume



vor dem neuen Hörsaalzentrum



vor dem Simonyhaus



hinter dem Simonyhaus

Vor dem neuen Hörsaalzentrum – die neue Offenheit

Vor dem neuen Hörsaalzentrum der Universität für Bodenkultur, öffnet sich ein weiter Platz in Richtung Peter-Jordan-Straße. Er ist einerseits der Vorbereich zum Gebäude, steht aber aufgrund seiner Dimension für verschiedenste Nutzungen der Universität, vor allem für solche die sich, wie gesagt, auch an die Öffentlichkeit richten zur Verfügung. Der Hofladen des TÜWI, der im Erdgeschoß ein Lokal betreibt, kann, auch teilweise überdacht, Tische nach draußen stellen. Ein großes Pflanzbeet, wird durch die verbreiterte Einfassung zum Aufenthaltsbereich, von dem aus man das Geschehen auf Platz und Straße gut überblicken kann.

Vor dem Simonyhaus – Orientierung nach Innen

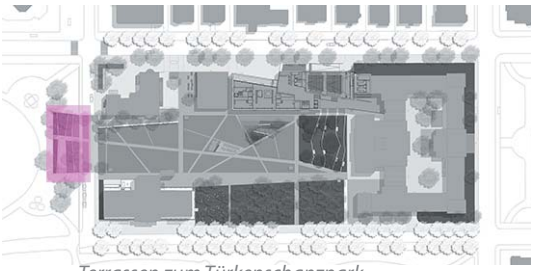
Der Platz vor dem Simonyhaus bildet das Gegenstück zu dem nach außen weisenden Platz vor dem neuen Hörsaalzentrum. Die Pflanzfläche, die den Baumbestand aufnimmt weitet sich auch hier zur Sitz- und Liegefläche auf, die sich aber im Gegensatz zur vorhin erwähnten nach innen, in Richtung Universitätsgebäude orientiert. Eine Bepflanzung mit Gräsern und Stauden verstärkt zusätzlich die Rückgratwirkung nach außen.

Hinter dem Simony-Haus – Arbeitsfreiraum

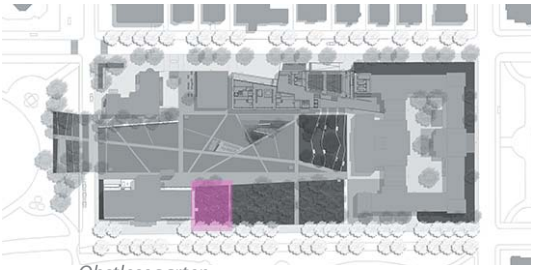
Der Raum hinter dem Simony-Haus soll StudentInnen und Lehrenden gleichermaßen als Arbeits- und Pausenraum dienen. Er befindet sich, durch das Gebäude geschützt abseits vom Geschehen an der Straße und eröffnet den Blick in die weitläufigen Flächen des Botanischen Gartens. Ein Eingang führt direkt in die Bibliothek des Instituts für Landschaftsarchitektur.

Die Terrassen zum Türkenschanzpark

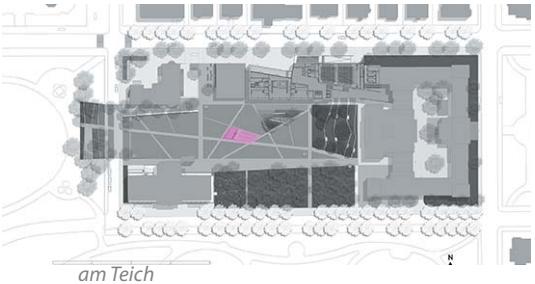
Der Teppich schiebt die Mauern des Türkenschanzparks nach Innen und beginnt sich über Terrassen nach oben hin aufzufalten. Als unterste Terrasse wird die Pflanzfläche im Bereich des ehemaligen Parkstreifens gesehen. Hier können Pflanzen im unmittelbaren Straßenraum für Forschungszwecke bezüglich ihrer Toleranz



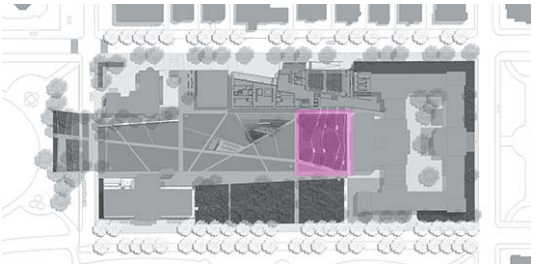
Terrassen zum Türkenschanzpark



Obstlesegarten



am Teich



unter Koniferen

usw. angebaut werden.
Auch die weiteren Terrassen werden von den Instituten bepflanzt. Sie tragen den Inhalt und die Arbeit des botanischen Gartens räumlich nach außen. Die Stützmauern zwischen den Terrassen können aufgrund ihrer Breite auch bequem als Sitz- und Liegfläche verwendet werden.
Der, den gesamten Teppich in der Länge durchschneidende Weg, und der als Parallele der Hauptrichtung des neuen Baukörpers geführt wird, steigt in Form einer Rampe nach oben und nimmt ebenfalls die Richtung zum Exner-Haus der Universität auf.

Der Obstlesegarten

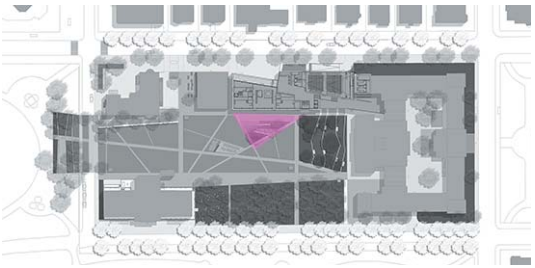
In einem der ruhigsten Teile des Botanischen Gartens, im ehemaligen Obstgarten der Universität, befindet sich der Obstlesegarten. Wie beim Arbeitsfreiraum hinter dem Simony-Haus gibt es auch hier einen direkten Zugang zur Bibliothek im Guttenberghaus. Die Möblierung unter den Obstbäumen besteht aus Parksesseln, die mittels Ketten und Bodenanker zwar an den Obstlesegarten gebunden sind, aber innerhalb eines gewissen Radius immer wieder neu positioniert und gruppiert werden können. Der Raum schafft die Möglichkeit in einem lichten Hain aus Obstbäumen zu lesen, sich zu entspannen und Freunde zu treffen.

Am Teich

Im Zentrum des botanischen Gartens, wo die meiste Sonnenbestrahlung gegeben ist, befindet sich ein großer Teich, den das Institut für Botanik als Refugium für Populationen von seltenen Wasserpflanzen verwendet. Rund um den Teich wachsen unterschiedliche Uferpioniergesellschaften. Eine breite Holzliege direkt am Wasserrand lädt zum verweilen und betrachten der Pflanzengesellschaften ein. Auf einer Schotterfläche nebenan stehen Versuchswasserbecken des Instituts für Botanik, die in unterschiedlichen Abständen immer wieder neu bepflanzt werden

Unter Koniferen

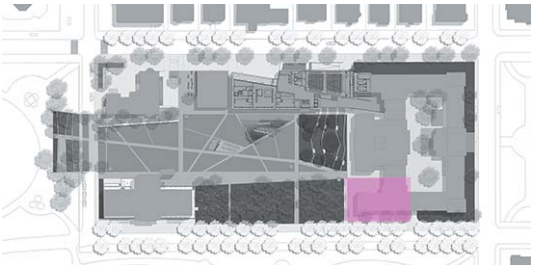
Das Nadelholzarboretum wird stark ausgedünnt, die Bäume teilweise aufgeastet, um wieder eine durchgehende Blickachse zwischen Türkenschanzpark und Hauptgebäude zu gewährleisten. In Anlehnung an die Terrassen zum Türkenschanzpark hin, faltet sich auch hier das Gelände und schafft unterschiedliche Räume. Dieser eher schattige und kühle Bereich unter den Nadelbäumen erfährt teilweise auch eine entsprechende Bepflanzung, wie zum Beispiel mit Farnen und Hosta - Arten.



Kindergarten

Der Kindergarten

Der Kindergarten der Universität für Bodenkultur, dem Räumlichkeiten im Erdgeschoß des neuen Hörsaalzentrums zur Verfügung stehen, hat von hier auch einen direkten Zugang zur Freifläche hinter dem Baukörper. Die dreieckige Freifläche des Kindergartens klappt von der, dem botanischen Garten zugewandten Seite um zwei Meter nach oben, und verkippt so in Richtung Baukörper. Niedrige Terrassen, jede mit einem anderen Thema steigen langsam nach oben hin an. Ein Rasenhang fällt sanft wieder nach unten hin ab. Die Terrassen sollen unterschiedliche Nutzungen ermöglichen und die taktilen Reize der Kinder ansprechen. Auf einer EPDM-Fläche kann der Roller ausgetestet werden. Die darüber liegende Ebene ist als große Sandkiste gedacht. Auf der großen Holzterrasse können Picknicks, Spiele oder Vorlesestunden veranstaltet werden. Die darauf folgende Terrasse soll als kleiner Gemüsegarten von den Kindern selbst bepflanzt werden. Heckenbänder aus gemischtem Beerenobst ziehen sich immer wieder zwischen den Terrassen ein und schaffen so für die Kinder kleine Rückzugsräume. Im höchstgelegenen Heckenband werden große Rohre zum Hindurchkriechen eingeschoben.
Die sanft ansteigende, bespielbare Rasenfläche kann bei Schneefall für die ganz Kleinen zur Rodelbahn hinterm Haus werden.

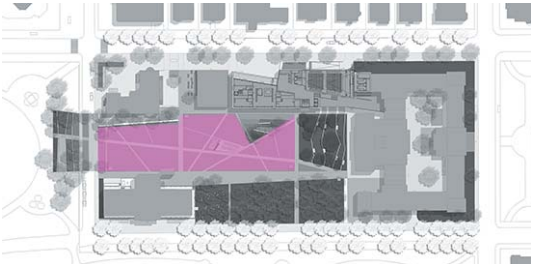


potentielle Gastgartenfläche fürs Tüwi

Die potentielle Gastgartenfläche für den TÜWI

Eine Anforderung an den Entwurf war auch das Andenken einer potentiellen Fläche für den TÜWI. Räumlichkeiten, die für die Nutzung als Lokal in Frage kämen, wären Erdgeschoßräume im Südflügel des Gregor-Mendel-Hauses. Die umliegende Fläche ist als potentieller Gastgartenbereich angedacht, der sich nur durch sein Oberflächenmaterial von den umliegenden Flächen abheben soll. Eine, teilweise zweistufige, Holzliegenkonstruktion bildet den Abschluss zum Arboretum, ist Sitzfläche, Bühne, und DJ-Pult in einem. Die als Gastgarten vorgesehene Fläche kann, je nach Bedürfnissen des TÜWI, möbliert und bespielt werden.

Im Anschluss möchte ich noch feststellen, dass es sich bei dieser Gastgartenfläche um eine mögliche Lösung handelt, sollte der TÜWI wirklich aus den Räumlichkeiten in der Peter-Jordan-Straße ausziehen müssen. Ansonsten ist, meiner Meinung nach, der bisherige Standort des TÜWI der geeignetere.



Pflanzflächen

Pflanzflächen

Die Pflanzflächen, die sich innerhalb des Teppichs befinden, haben eine Gesamtfläche von ca. 3.537 m², wovon ca. 643 m² auf die Terrassen im Türkenschanzpark fallen. Die Flächenmäßige Verteilung an die einzelnen Institute wird im Rahmen des Entwurfs noch nicht berücksichtigt. Die Flächen jedes einzelnen Instituts sollen sich, wenn möglich, räumlich in unmittelbarer Nachbarschaft befinden, um die eine bessere Orientierung für Besucher zu ermöglichen.

Die großzügig dimensionierten Pflanzflächen geben ein fixes Grundgerüst vor, innerhalb welches die jeweiligen Institute alle für sie notwendigen Adaptierungen vornehmen können.

Auf den Pflanzflächen im Türkenschanzpark sollen vor allem attraktive Schauflächen entstehen.

Der offene Platz vor dem neuen Hörsaalzentrum (Gebäuderendering von Mariam Djalili)

Aufenthalt im Obstlesegarten

Blick vom Garten auf die Rückseite des neuen Gebäudes und die Fläche des Kindergartens (Gebäuderendering: Mariam Djalili)

8. Quellenverzeichnis

8.1. Literaturverzeichnis

Arendt, Hannah: Vita activa oder Vom tätigen Leben, Piper Verlag GmbH, München, 2007

Barrow, John D., Muster in der Wirklichkeit; in: Die Entdeckung des Unmöglichen; Spektrum Akad. Verlag, Heidelberg, Berlin, 1999

Bauer, Markus; Rahn, Thomas (Hrsg.): Die Grenze. Begriff und Inszenierung, Akademie Verlag, Berlin, 1997

Benevolo, Leonardo; Albrecht, Benno: Grenzen, Topographie, Geschichte, Architektur, Campus Verlag, Frankfurt/New York, 1995

Boehm, Laetitia; Müller, Rainer A.: Hermes Handlexikon. Universitäten und Hochschulen in Deutschland, Österreich und der Schweiz. Düsseldorf, 1983

Bollnow, Otto Friedrich: Mensch und Raum, Kohlhammer, Stuttgart, Berlin, Köln, 1990

Bourdieu, Pierre; Passeron, Jean-Claude: Die Erben, UVK Verlagsgesellschaft mbH, Konstanz, 2007

Cullen, Gordon: Townscape, Das Vokabular der Stadt, Birkhäuser, Basel; Berlin; Boston; 1991

Diem, Peter; Göbl, Michael; Saibel, Eva: Die Wiener Bezirke, Deuticke Verlagsges.m.b.H., Wien, 2002

Gadamer, Hans-Georg: Die Aktualität des Schönen, Reclam, 1977

Gehl, Jan: Life between buildings, Arkitektens Forlang, Kopenhagen, 1996

Heigl, Franz: Ansätze einer Theorie der Grenze, Österreichische Gesellschaft für Raumforschung und Raumplanung, Wien, 1978

Herkunftswörterbuch, Etymologie der deutschen Sprache, Band 7, 3. Auflage, Dudenverlag, Mannheim, Leipzig, Wien, Zürich, 2001

Hiesmayr, Ernst: Juridicum, Löcker Verlag, Wien, 1996

Hoeger, Kerstin; Kees, Christiaanse: Campus and the City, gta Verlag, ETH Zürich, 2007

Höllinger, Sigurd; Titscher, Stefan (Hrsg.): Die österreichische Universitätsreform, WUV Universitätsverlag, Wien, 2004

Ipsen, Detlev: Ort und Landschaft, VS Verlag für Sozialwissenschaften, Wiesbaden, 2006

Kohler - Schneider, Marianne: Boku-Garten - Arboretum, Wien, 1996

Koren, Johannes: Unbekanntes Graz, Steirische Verlagsgesellschaft, Graz, 2003

Krämer, Bernd: Der Raumbegriff in der Architektur – eine Analyse räumlicher Begrifflichkeit und der Veranschaulichung am Beispiel des Weges und der Schwelle, Institut für Architektur- und Planungstheorie, Universität Hannover, 1983

Krebs Stefanie: Zur Lesbarkeit Zeitgenössischer Landschaftsarchitektur , Verbindungen zur Philosophie der Dekonstruktion; Beiträge zur Räumlichen Planung, Schriftenreihe des Fachbereichs Landschaftsarchitektur und Umweltentwicklung der Universität Hannover, 2002

Leibniz, Gottfried Wilhelm: Monadologie, Philipp Reclam jun. GmbH & Co., Stuttgart, 1998

Leipprand, Eckart: Lebensmodell Stadt, Ernst Wasmuth Verlag, Tübingen, Berlin, 2000

Loidl, Hans; Bernard, Stefan: Freiräumen – Entwerfen als Landschaftsarchitektur, Birkhäuser, Basel, 2003

Löw, Martina: Raumsoziologie, Suhrkamp Verlag, Frankfurt am Main, 2001

Lynch, Kevin: Das Bild der Stadt, Birkhäuser, Basel 2001

MA 5 – Finanzwirtschaft, Haushaltswesen und Statistik (Hrsg.): Statistisches Jahrbuch der Stadt Wien 2007, Magistrat der Stadt Wien, 2007

Nagler, Heinz; Rambow, Riklef; Sturm, Ulrike (Hrsg.): Der öffentliche Raum in Zeiten der Schrumpfung, Leue Verlag, Berlin, 2004

Österreichisches Wörterbuch, 39. Auflage, ÖBV Pädagogischer Verlag GmbH, Wien, 2001

Perec, Georges: Träume von Räumen, Fischer Taschenbuch Verlag, Frankfurt, 1994

Pellert, Ada; Welan, Manfried: Die formierte Anarchie, WUV Universitätsverlag, Wien, 1995

Racek, Alfred: Philosophie der Grenze – Ein Entwurf, Herder, 1983

Sachslehner, Johannes: Wien, Stadtgeschichte Kompakt, Pichler Verlag GmbH, Wien, 1998

Sauerbruch, Matthias (Hrsg.): Über die Grenze, Institut für Städtebau und Architektur an der Technischen Universität Berlin, 1998

Sekyra, Hannes Michael: Energetische Effizienz von Gebäuden am Beispiel RESOWI-Zentrum Graz, Diplomarbeit, Graz, 2000

Schmidt, Gue (Hrsg.): GrenzLeben, Turia + Kant, Wien 2002

Schroer, Markus: Räume, Orte, Grenzen, Auf dem Weg zu einer Soziologie des Raums, Suhrkamp Taschenbuch Wissenschaft, Frankfurt am Main, 2006

Schübl, Elmar: Der Universitätsbau in der Zweiten Republik, Verlag Berger Horn , Wien, 2005

Sloterdijk, Peter: Sphären III, Schäume, Suhrkamp Verlag, Frankfurt am Main, 2004

Spinoza, Baruch de: Spinozas Briefwechsel und andere Dokumente, ausgewählt und übertragen von J.Bluwstein, Insel-Verlag, Leipzig, 1923

Synonymwörterbuch, Band 8, 3.Auflage, Dudenverlag, Mannheim, Leipzig, Wien, Zürich, 2001
Textbuch Landschaftsarchitektur, Professur für Landschaftsarchitektur, Prof. Dr.-Ing. Dieter Kienast, 2. Auflage, ETH Zürich, 2000

Watzlawick, Paul: Wie wirklich ist die Wirklichkeit? Piper Verlag, München, 2001

Wuchterl, Kurt: Bausteine zu einer Geschichte der Philosophie des 20. Jahrhunderts, UTB für Wissenschaft, Bern, Stuttgart, Wien, 1995

Zeitungsartikel:

Bernhardt, Karl-Georg; Wagner, Gerhard: BOKU-Garten und Türkenschanzpark, In: Gartenpraxis, Jg 2004, Nr.2 Stuttgart 2004, S. 56 - 58

Hochadel, Oliver: Stoppt den Selbstbetrug, in: Der Falter, Ausgabe 26/07, S.19

Kühn, Christian: Warm und sauber, in: Presse Spectrum, Wien, 18.12.2004
nachzulesen auf: http://www.nextroom.at/building_article.php?building_id=18363&article_id=12112, Zugriff 25.01.2008

Lippitsch, Doris: Ringelspiel der Eitelkeiten, in: Der Standard Album Spezial, 31. Dezember 2007, Wien

Internetquellen:

Bundesministerium für Bildung und Wissenschaft und Kultur, Statistiken – Bildung und Wissenschaft in Österreich, 2006
http://archiv.bmbwk.gv.at/medienpool/13314/biwi_2005.pdf
Zugriff 10. 02. 2008

Charta der Grundrechte der Europäischen Union
http://www.eucdw.org/Website_2005/de/standpunten_de/downloads_de/CHARTA%20DER%20GRUNDRECHTE.pdf
Zugriff 10. 01. 2008

http://www.zeit.de/1995/26/Die_Lust_der_Lemminge?page=4
Zugriff 16. 12. 2007

Jaroschka, Markus: Die Poetik der Grenze, Ein Projekt der Stadt Graz zur Kulturhauptstadt 2003
http://www.lichtungen.at/poetik/poet/02.htm
Zugriff 27. 07. 2007

Föllmer Moritz: Grenzen und urbane Modernität. Überlegungen zu einer Gesellschaftsgeschichte städtischer Interaktionsräume, 2006
http://geschichte-transnational.clio.online.net/forum/type=diskussionen&id=788
Zugriff 05. 07. 2007

Dr. Liessmann, Konrad Paul: Grenzen und Grenzüberschreitungen, Eröffnungsvortrag des Europäischen Forum Alpbach 2004 am 19. August 2004 in Alpbach/Tirol
http://www.homepage.univie.ac.at/konrad.liessmann/grenzen.pdf
Zugriff 27.07.2007

Siebel, Walter: Bebaute Räume. Zur kulturellen Formung von Architektur und Stadt, 2004
http://www.tu-cottbus.de/BTU/Fak2/TheoArch/wolke/deu/Themen/041/Siebel/siebel.htm
Zugriff 09. 08. 2007

Marcuse, Peter: The Threats to Publicly Usable Space in a Time of Contraction, 2003
http://www.tu-cottbus.de/BTU/Fak2/TheoArch/woke/eng/Subjects/031/Marcuse/marcuse.htm
Zugriff 09.08.2007

Mühlberger, Kurt; Maisel, Thomas: Geschichte der Universität Wien im Überblick,
http://www.univie.ac.at/archiv/rg/inhalt.htm
Zugriff 24. 10. 2007

Österreichischer Wissenschaftsrat: Empfehlungen zur Neuordnung des Universitätszugangs in Österreich, Wien, 2007
www.wissenschaftsrat.ac.at/
Zugriff 11. 03. 2008

http://www.ub.tuwien.ac.at/gebaeude/index.html
Zugriff 16, 12. 2007

www.archconsult.com
Zugriff 17. 02. 2008

www.statistik.at/web_de/statistiken/bildung_und_kultur/formales_bildungswesen/universitaeten_studium/index.html
Zugriff 12. 03. 2008

http://de.wikipedia.org/wiki/Raum
Zugriff 12. 03. 2008

http://www.statistik.at/web_de/dynamic/statistiken/bildung_und_kultur/formales_bildungswesen/universitaeten_studium/publdetail?id=135&listid=135&detail=300
Zugriff 12. 03. 2008

http://www.botanik.univie.ac.at/hbv/index.php?nav=103
Zugriff 16. 03. 2008

http://aeiou.iicm.tugraz.at/aeiou.encyclop.g/g424164.htm
Zugriff 17. 02. 2008

www.dieuniversität-online.at/beitraege/news/neugestaltung-von-aulu-und-arkadenhof-im-hauptgebäude/68/neste/2html
Zugriff 17. 02. 2008

http://www.boku.ac.at/geschichte0.html.
Zugriff 17.02.2008

http://deu.archinform.net/stich/1678.htm#.C3.96sterreich_und_L.C3.A4nder_der_Donaumonarchie,
Zugriff 24.10.2008

http://de.wikipedia.org/wiki/Bossenwerk
Zugriff 10.2.2008

http://de.wikipedia.org/wiki/Geidorf
Zugriff 17.02.2008

8.2. Abbildungsverzeichnis

Abb.1: Infinity mirrored room, Rain in early spring 2002,Installation von Yayoi Kusama
Foto, Quelle: http://www.camk.or.jp/english/information/facilities/artwork/images/works_kusama_l.jpg, Zugriff: 24.03.2008

Abb.2: Claude-Lorrain-Glas.
Th. Gainsborough, Claudes Spiegel, ca. 1750 – 55, British Museum, London
Grafik, in: Textbuch Landschaftsarchitektur, Professur für Landschaftsarchitektur, Prof. Dr.-Ing. Dieter Kienast, 2. Auflage, ETH Zürich, 2000

Abb.3: Das Aha.
Grafik, in: Textbuch Landschaftsarchitektur, Professur für Landschaftsarchitektur, Prof. Dr.-Ing. Dieter Kienast, 2. Auflage, ETH Zürich, 2000

Abb.4: Le Baiser de l´Hotel de Ville, Robert Doisenau.
Foto, Quelle: http://people.uncw.edu/jualls/7b1doisneaubaiser.jpg, Zugriff: 24.03.2008

Abb.5: Nutzungsspuren. Foto von Christian Brandner, 2008

Abb.6: Rudolf Alt/ Heinrich von Ferstel: Ansicht des Universitätsgebäudes, 1873, Präsentationsblatt für die Wiener Weltausstellung.
Grafik, in: Fillitz, Hermann (Hrsg.): Die Universität am Ring, 1884 – 1984, Edition Christian Brandstätter Verlag, Wien, 1984,

Abb.7: Historische Ansicht vom Ring.
Foto, in: Fillitz, Hermann (Hrsg.): Die Universität am Ring, 1884 – 1984, Edition Christian Brandstätter Verlag, Wien, 1984

Abb.8: Auszug aus der Digitalen Katastralmappe (DKM)
Grafik, Quelle: Dieter Spadt, Universität Wien, 2008

Abb.9 – 12: Entwurfsgrafiken zum Juridicum.
Grafiken, in: Hiesmayr, Ernst**:** Juridicum, Löcker Verlag, Wien, 1996

Abb.13: Auszug aus der Digitalen Katastralmappe (DKM)
Grafik, Quelle: Dieter Spadt, Universität Wien, 2008

Abb.14: Luftbild des Campusgeländes mit dem Resowi-Zentrum.
Foto, Quelle: www.uni-graz.com/, Zugriff: 30.01.2008

Abb.15 – 17: Resowi-Zentrum.
Fotos, Quelle: http://www.gartenkunstlandschaft.at/resowi-zentrum, Zugriff: 30.01.2008

Abb. 18 – 20: Resowi-Zentrum. Fotos von Christian Brandner

Abb.21: Resowi-Zentrum.
Foto, Quelle: http://www.gartenkunstlandschaft.at/resowi-zentrum, Zugriff: 30.01.2008

Abb.22 – 23: Horizontales und vertikales Sehfeld.
Grafiken, in: Loidl, Hans; Bernard, Stefan: Freiräumen – Entwerfen als Landschaftsarchitektur, Birkhäuser, Basel, 2003

Abb.24: Entwurfsstudie Universität für Bodenkultur, Grundriss.
Grafik: ECM Projektentwicklung GmbH 2006

Abb.25: Entwurfsstudie Universität für Bodenkultur, Ansicht.
Grafik: ECM Projektentwicklung GmbH 2006

Abb.26–29: Historische Aufnahmen der Universität für Bodenkultur.
In: Hochschule für Bodenkultur: 60 Jahre Hochschule für Bodenkultur in Wien / hrsg. Im Einvernehmen mit dem Professorenkollegium d. Hochschule f. Bodenkultur in Wien. Wien 1933

Abb.30: Plan der Universität für Bodenkultur. Quelle: http://www.wegweiser.ac.at/boku, Zugriff: 03.01.2008

Abb.31: Panoramafoto. Foto von Christoph Zobel, 2006

Abb.32-37: Ansichten des Entwurfsgeländes. Fotos von Christian Richter, 2006/2007

Abb.38: Flächenanteile. Grafik: Christian Richter, 2007

Abb.39: Improvisierter Sitzbereich hinter dem Simonyhaus. Foto von Christian Richter, 2006/2007

Abb.40-50: Arealanalysen. Grafiken: Christian Richter, 2007

Abb.51-55: Referenzbilder für Zielsetzungen. Fotos Quelle: www.gettyimages.com, Zugriff: 27.3.2008

Abbildungen und Grafiken ohne Nummerierung: von der Verfasserin

8.3. Tabellenverzeichnis

Tab.1: Vergleichende Gegenüberstellung der einzelnen Grenzfaktoren. Tabelle: eigene Bearbeitung.

Tab.2: Analyse der aktuellen Flächennutzung im Bereich des Botanischen Gartens.
Tabelle: eigene Bearbeitung.

Tab.3: Analyse der aktuellen Flächennutzung des Kindergartens und des TÜWI.
Tabelle: eigene Bearbeitung.

Tab.4: Beschattung des Areals im Tages- und Jahresverlauf.
Grafiken: eigene Darstellung.

9. Anhang

9.1. Drei Fragen an Manfried Welan

Em. O. Univ. Prof. Dr. jur. Dr. h. c Manfried Welan war von 1977 – 81 und von 1991 – 93 Rektor der Universität für Bodenkultur Wien.

Frage: Frau Ada Pellert schreibt in dem Buch „Die formierte Anarchie": „Leitbilder integrieren individuelle Handlungen, helfen den einzelnen bei der Durchführung ihrer Aufgaben und sind wichtige Brücken nach außen." (Pellert, 1995, S. 55). Weiters tätigt sie die Aussage, dass die Aktivitäten der Universitäten „verkollektiviert" werden müssen um als Aktivitäten der Organisationen sichtbarer zu werden. Laut Stefan Titscher müssen die Universitäten, nachdem sie durch das UOG 2002 in die Autonomie entlassen wurden sich verstärkt bemühen, Schwerpunkte zu setzten, an ihrer internationalen Konkurrenzfähigkeit zu arbeiten und sozusagen ihr Profil aufzubauen. (vgl.: Titscher, in: Höllinger, Titscher, 2004, S. 80) Sind sie der Meinung, dass das UOG 2002 eine Chance darstellt, dass sich die Universitäten stärker nach außen hin öffnen?

M. Welan: „Das UG 2002 ist nicht nur eine Chance, sondern geradezu eine Notwendigkeit, dass sich die Universitäten stärker nach außen öffnen. Sie müssen sich zur Gesellschaft hin öffnen, denn Wissenschaft ist eine Bringschuld. Durch die neue institutionelle Freiheit – früher gab es wohl individuelle – Freiheit – und durch die Möglichkeiten der zentralen Leitung ist mein altes Prinzip Öffnung geradezu an die Spitze gehoben. Nach meinem seinerzeitigen Konzept als Rektor sollte jedes Institut networking und public relation betreiben, insbesondere um Gönner und Gelder zu akquirieren; ich selbst habe das Prinzip Öffnung als Rektor konsequent verfolgt. Damals war es aber viel schwieriger; das Bundesministerium verbot damals mit einem Erlass sogar die Öffentlichkeitsarbeit. Pellert, Höllinger und Titscher stimme ich voll zu.

Frage: Laut der Hochschulstatistik 2005/06 der Statistik Austria kamen nur 1 % der Erstimmatikulierten Studenten des Wintersemester 05/06 aus Arbeiterfamilien. Nur bei etwa 5 % weißen die Eltern lediglich einen Pflichtschulabschluss auf.
(vgl.:(http://www.statistik.at/web_de/dynamic/statistiken/bildung_und_kultur/formales_

bildungswesen/universitaeten_studium/publdetail?id=135&listid=135&detail=300,S 17)
Was ist ihrer Meinung nach der Grund, warum so wenig Studenten mit nicht akademischem Familienbackground auf österreichischen Universitäten studieren? Wie sollten die Universitäten auf diese Situation reagieren?

M. Welan: Da ich selber aus kleinen Verhältnissen komme, weiß ich subjektiv, warum so wenig Studenten aus diesen Schichten studieren. Meine Eltern meinten 1951, ich solle eine Lehre in der optischen Industrie machen, um einmal anständig zu verdienen. Die Zeiten haben sich geändert, aber die Mentalitäten noch zu wenig. Man müsste Eltern und Lehrer motivieren, dass mehr Studenten aus Arbeiter- und Bauernfamilien an die Universitäten kommen. Vielleicht könnte die BOKU eine Kampagne in dieser Hinsicht starten. Als ökonomisch Schwacher denkt man an die Ökonomie. Man soll rasch und früh verdienen. Eine langandauernde Bildung passt nicht zu dieser Mentalität. Auch als Kind mit wenig Ökonomie als Hintergrund denkt man nicht an Langzeitinvestitionen, wie es Bildung nun mal ist.
Auch das soziale Umfeld, die gesellschaftliche Umgebung, ist maßgebend. In Wien, wo es viele Oberschichten gibt, studieren nach meiner Information oft 90 % aus den Maturaklassen. Das Studium gehört sozusagen zum guten Ton und ist manchmal sogar soziale Pflicht.
Mein Großvater war Straßenbahner und sein Sohn, mein Vater, war sehr begabt. Aber mein Vater durfte nicht ins Gymnasium, sondern „nur" in die Realschule. Er sollte Ingenieur werden.
Was bei den Frauen gelungen ist, ist noch nicht bei ökonomisch schwachen Schichten gelungen. Bildungschancen sind Lebenschance. Bildung ist das wichtigste. Aber darüber muss man ständig aufklären, um die Leute zu motivieren.

Frage: Sie schreiben in dem Buch „Formierte Anarchie": „So wie die öffentlichen Ämter für alle Staatsbürger gleich zugänglich sind, sollen die öffentlichen Bildungswege für alle frei zugänglich sein." (Welan, in: Pellert, 1995, S. 21) In der Zeitung „Falter" (Ausgabe 26/07) behauptet Oliver Hochadel (Chefredakteur des Falter-Wissenschaftsmagazins „Heureka!") dass der freie Hochschulzugang als eine Illusion zu bezeichnen, von der man sich wird verabschieden müssen. Gibt es den freien Hochschulzugang Ihrer Meinung nach noch (in Anbetracht von Aufnahmeprüfungen an der Universität Graz oder Knock-out Prüfungen in div. Studien) und ist er überhaupt zukunftsfähig?

M. Welan: Der freie Hochschulzugang besteht auch dann, wenn man Aufnahmeprüfungen usw. machen muss. Wenn die gleichen Bedingungen bestehen, ist der Zugang ja gegeben. In der Sowjetunion, die ein gutes Bildungssystem besaß, und die Gleichheit besonders vertrat, gab es strenge Aufnahmeprüfungen und begrenzte Plätze an den Universitäten. Allerdings hatte man es als Kind eines Hilfsarbeiters oder Kolchosebauern etwas leichter als als Kind eines Funktionärs oder Universitätsprofessors. Der freie Hochschulzugang bei gleichen Zugangsbedingungen hat Zukunft!

P.S. Karl Renner war das Kind einer Kleinbauernfamilie mit vielen, vielen Kindern. Aber er war begabt und konnte 1880 das Gymnasium besuchen, studieren, Jurist, Politiker, Philosoph usw. usw. werden. Sehr begabte konnten nach meiner Erfahrung (Knaben) immer studieren, Söhne von Reichen und Adeligen ebenso. …..

9.2. Fragebögen

Institute für Botanik / Pflanzenbau / Pflanzenschutz

Wie sieht die aktuelle Nutzung der beanspruchten Flächen aus?
Welche aktuellen Nutzungsarten gibt es (Demonstrationsflächen, Versuchsflächen…) und welches Flächenausmaß haben die jeweiligen Bereiche?
Sind die derzeit zur Verfügung stehenden Flächen für Ihre Tätigkeiten in Eignung und Flächenausmaß ausreichend?
Wo befinden sich die Flächen?
Werden derzeit Glashäuser genutzt? Wenn ja, wo befinden sich diese?
Gibt es hierzu Plangrundlagen oder ähnliches?

Von wem werden diese Flächen genutzt (Forschende, Lehrende, Studierende, Öffentlichkeit…?)
Können Sie uns aus Ihrer Sicht tages- bzw. jahreszeitliche Nutzungsabläufe und Nutzungsintensitäten beschreiben? Gibt es temporäre oder wechselnde Nutzungen hinsichtlich Bewirtschaftung und Lehre?

Von wem werden die Flächen betreut?
Gibt es bezüglich der Instandhaltung und Pflege Anforderungen an die Organisation der Flächen? (Zugänglichkeit, Beethöhen, technische Infrastruktur…)
Welche Standortansprüche sind zu berücksichtigen? (Licht-, Boden-, Windverhältnisse…)

Sind Änderungen hinsichtlich Ihres Nutzungsprogramms/ Nutzerprofils absehbar?
Sind Änderungen hinsichtlich Ihres Institutsstandorts (Tulln?) absehbar?
Was bedeutet das für die aktuellen Freiflächen im Botanischen Garten auf der Türkenschanze?
Welche Funktionen sollen die auf der Türkenschanze beizubehaltenden Freiflächen in Zukunft erfüllen?
Nennen Sie uns bitte ein Mindest- und ein Maximumausmaß für die benötigten Freiflächen, unter Berücksichtigung der verschiedenen Nutzungstypen (in m²).

Tüwi (+ Hofladen, ÖH)

Welche aktuellen Nutzungsformen gibt es und wie groß sind die derzeit zur Verfügung stehenden Freiflächen?
Wer ist zuständig für Pflege- und Instandhaltungsmaßnahmen der Freiflächen?

Von wem werden die aktuellen Flächen genutzt?
Können Sie uns aus Ihrer Sicht tages- bzw. jahreszeitliche Nutzungsabläufe und Nutzungsintensitäten beschreiben? Gibt es temporäre oder wechselnde Nutzungen (z.B.: Veranstaltungen, Feste…)?

Welche allgemeinen Bedürfnisse seitens BetreiberInnen und Gästen gilt es zu berücksichtigen?
Welche Anforderungen an die Organisation der Flächen gibt es bezüglich der Nutzung und Instandhaltung (Zugänglichkeit, Begrenzungen, technische Infrastruktur…)?
Welche Ansprüche stellen Sie an Standort und Lage der Freiflächen?
Nennen Sie uns bitte ein Mindest- und ein Maximumausmaß für die benötigten Freiflächen (in m²).

Welche Änderungen sind aus Ihrer Sicht erforderlich?

Kindergarten

Wie sieht die aktuelle Nutzung der zurzeit verfügbaren Freiflächen aus?
Wie sieht Ihr didaktisches Konzept aus? Wie wird es auf den Freiraum umgelegt?
Welche aktuellen Nutzungsformen gibt es (ev. differenziert nach Altergruppen) und wie groß sind die derzeit zur Verfügung stehenden Flächen?
Sind diese für Ihre Tätigkeiten in Eignung und Flächenausmaß ausreichend und den Gruppengrößen angemessen?
Wie groß sind derzeit die Gruppen? Gibt es eine maximale Gruppengröße? Wird sich die Kinderanzahl Ihrer Meinung nach in den nächsten Jahren verändern?
Wer ist zuständig für Pflege- und Instandhaltungsmaßnahmen der Gartenflächen?

Von wem werden die aktuellen Flächen genutzt? (Familienangehörige, Öffentlichkeit…)
Werden aktuell auch öffentliche Flächen genutzt? Wenn ja, was sind die positiven und negativen Aspekte?
Können Sie uns aus Ihrer Sicht tages- bzw. jahreszeitliche Nutzungsabläufe und Nutzungsintensitäten beschreiben? Gibt es temporäre oder wechselnde Nutzungen (z.B.: Veranstaltungen, Feste…)?

Welche allgemeinen Bedürfnisse seitens BetreiberInnen und Gästen gilt es zu berücksichtigen?
Welche Anforderungen an die Organisation der Flächen gibt es bezüglich der Nutzung und Instandhaltung (Zugänglichkeit, Begrenzungen, technische Infrastruktur…)?
Welche Ansprüche stellen Sie an Standort und Lage der Freiflächen?
Nennen Sie uns bitte ein Mindest- und ein Maximumausmaß für die benötigten Freiflächen (in m²).

Welche Änderungen sind aus Ihrer Sicht erforderlich?

„Nichts ist aufregender als das Aufbrechen und Hinübergehen“
(Kil, in: Sauerbruch, 1998, S. 18)